GOETHE'S WERKE

Johann Wolfgang von Goethe

207. 1. 23 PROPERTY OF J. 16. 1

The Society for the Collegiate Instruction of Women.

PRESENTED BY

DISCARDED

Goethe's

Werke

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Fünf und vierzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelassene Werk

Fünfter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Theater
und
deutsche Literatur.

Inhalt.

Theater und deutsche Literatur.

I. Theater.

II. Deutsche Literatur.

Seite

Theater.

Weimarisches Theater.

Februar 1802.

Auf dem Weimarischen Hoftheater, das nunmehr bald eilf Jahre besteht, darf man sich schmeicheln, in diesem Zeitraume solche Fortschritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimischen und die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen konnte; es möchte daher nicht unschicklich seyn, bei dem Berichte dessen, was auf demselben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen wodurch so manches, was andern Theatern schwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewissen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutschen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seiler'schen Schauspielergesellschaft, welche, nachdem sie mehrere Jahre eine besondere Zierde der obervormundschaftlichen Hofhaltung gewesen, sich, durch den Schloßbrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an

spielte eine Liebhabergesellschaft mit abwechselndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'sche Gesellschaft ihre fortdauernden Vorstellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieser verschiedenen Epochen zeigt einem aufmerksamen Beobachter ihren eigenen Charakter, und die früheren lassen in sich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geschichte des noch bestehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verschiedene Perioden zerfallen. Die erste würden wir bis auf Ifflands Ankunft, die zweyte bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielsaales, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz zählen, und so möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten geleistet worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neuesten und gedenken von demselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater ist eins der Geschäfte die am wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publicum sehen und hören will, dieses ist's was die Directionen tyrannisirt und wogegen ihnen fast kein eigener Wille übrig bleibt. Indessen versagen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, sobald man fest auf denselben beharret

und die Gelegenheit zu nutzen weiß sie in Ausübung zu setzen.

Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verläugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit stand dieser Maxime ein falsch verstandener Conversationston, so wie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Ifflands auf unserm Theater lös'te endlich das Räthsel. Die Weisheit, womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen von einander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich, sowohl in's Edle als in's Gemeine und immer kunstmäßig und schön, zu maskiren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden sollen. Von dieser Zeit an haben mehrere unserer Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Vielseitigkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, war die sehr vernachlässigte, ja, von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Declamation wieder in Auf-

nahme zu bringen. Die Gelegenheit den architektonisch neu eingerichteten Schauspielsaal durch den Wallensteinischen Cyclus einzuweihen, wurde nicht verabsäumt, so wie, zur Uebung einer gewissen gebundeneren Weise, in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung rednerischer Declamation, Mahomet und Tancred rhythmisch übersetzt auf das Theater gebracht. Macbeth, Octavia, Bajard, gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, so wie endlich Maria Stuart die Behandlung lyrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man di Mittel sämmtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maskirte Vorstellungen wagen zu können. Paläophron und Neoterpe machten den Anfang und der Effect dieser, auf einem Privattheater geleisteten Darstellung war so glücklich, daß man die Aufführung der Brüder sogleich vorzunehmen wünschte, die aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Mad. Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Ifflandische Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spiels, ihre

durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weise, wie sie, als eine Person von ausgebildeter Lebensart, die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Recitation, ihre energische und doch gemäßigte Declamation, kurz das Ganze was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimarischen Theater eine wünschenswerthe Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der dießjährigen Wintervorstellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publicum sich an einer derben charakteristischen, sinnlich-künstlichen Darstellung erfreuen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, indem man Nathan den Weisen aufführte. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, war eine klare, auseinandersetzende Recitation die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler, welche denn auch meist glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darstellung ersetzt und man wird für die Folge sorgen, es poetisch so viel möglich zu restauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzu-

bringen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publicums wieder erscheinen könne.

Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht: daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen: daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direction ein Schauspiel wie Jon höchst willkommen seyn. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannichfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden älteren Männer hatte man durch schickliche Masken in's Tragische gesteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannichfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung

der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben ohne Vorliebe sagen, daß es sich sehr gut exponire, daß es lebhaft fortschreite, daß höchst interessante Situationen entstehen und den Knoten schürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erscheinung zuletzt gelöst wird. Uebrigens ist das Stück für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publicum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen, und nöthigt daher die Directionen welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern auf-

zulösen. Wir haben das Glück, von unsern Zuschauern, besonders wenn wir den Jenaischen Theil wie billig mit rechnen, voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als ihr Legegeld mitbringen und daß diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt sind sich von der zweyten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Bloß dadurch, daß unsere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehreren Theatern erscheinen, oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa bloß diesen Neuen Dichter mit jenem Alten dem er gefolgt zusammenstellte, sondern Gelegenheit nähme wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar schon mehrmals bewegt worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden kann. Der neue Autor wie der alte hat gewisse Vortheile und Nachtheile und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünstigte, beschwert den andern, und was diesen begünstigt, stand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen sind, und vielen

Dank soll der Kunstrichter verdienen, der uns an diesem Beyspiele wieder klar macht: in wie fern wir den Alten nachfolgen können und sollen.

Wären unsere Schauspieler sämmtlich auf kunstmäßige Behandlung der verschiedenen Arten dramatischer Dichtkunst eingerichtet, so könnte der Wirrwar, der nur zufällig hier in der Reihe steht, auch als eine zum allgemeinen Zweck calculirte Darstellung aufgeführt werden.

Gegen solche Stücke ist das Publicum meist ungerecht, und wohl hauptsächlich deßwegen, weil der Schauspieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt.

Wenn es dem Verfasser gefällt, in einer Posse den Menschen unter sich hinunter zu ziehen, ihn in seltsamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, so ist, vorausgesetzt, daß es mit Talent und Theaterpraktik geschieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur sollte alsdann der Schauspieler einsehen, daß er von seiner Seite, indem er eine solche Darstellung kunstmäßig behandelt, erst das Stück zu vollenden und ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen hat.

Es ist möglich in einem solchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewissen, theils offenbaren, theils versteckten Eleganz zu spielen, die für's Gesicht angelegten Situationen mit mahlerischer Zweckmäßigkeit dar-

zustellen und dadurch das Ganze, das seiner Anlage nach zu sinken scheint, durch die Ausführung empor zu tragen.

Sind wir so glücklich noch mehrere antike Lustspiele auf das Theater einzuführen, dringen unsere Schauspieler noch tiefer in den Sinn des Maskenspiels, so werden wir auch in diesem Fache der Erfüllung unserer Wünsche entgegen gehen.

Ist die Vielseitigkeit des Schauspielers wünschenswerth, so ist es die Vielseitigkeit des Publicums eben so sehr. Das Theater wird, so wie die übrige Welt, durch herrschende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überströmen und dann wieder seicht lassen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weise, der wir lebhaft nachhängen, um sie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater ist das deutsche diesem Unglücke ausgesetzt und das wohl daher, weil wir bis jetzt mehr strebten und versuchten, als errangen und erreichten. Unsere Literatur hatte, Gott sey Dank, noch kein goldenes Zeitalter und wie das übrige so ist unser Theater noch erst im Werden. Jede Direction durchblättere ihre Repertorien und sehe, wie wenig Stücke aus der großen Anzahl die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben sind. Wer darauf denken dürfte diesem Unwesen nach und nach zu steuern, eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium auf=

zustellen, das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweise des Publicums das er vor sich hat zur Vielseitigkeit zu bilden. Diese besteht hauptsächlich darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sey wie ein Rock anzusehen, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müsse. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unsern Zuschauern eine solche Reise zumutheten, war Turandot nach Gozzi metrisch bearbeitet.

Wir wünschen, daß jener Freund unsers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt 1802, Nr. 7 die Vorstellung des Jon mit so viel Einsicht als Billigkeit recensirt, eine gleiche Mühe in Absicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unserer Bühne als Darstellung geleistet wird, wünschten wir von einem dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl selbst unsere Gedanken äußern.

Der Deutsche ist überhaupt ernsthafter Natur, und sein Ernst zeigt sich vorzüglich wenn vom Spiele die Rede ist, besonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewisse einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar ist er durch eine gewisse Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Tristen zu sehen; allein beides ist alsdann nicht auf seinen höchsten Gipfel geführt, sondern zeigt sich mehr als eine Art von Amalgam. Auch ist der Zuschauer immer verdrießlich, wenn Lustiges und Trauriges, ohne Mittelglieder auf einander folgt.

Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sey, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein solches Stück schätzen wir Turandot. Hier ist das Abenteuerliche verschlungener menschlicher Schicksale der Grund auf dem die Handlung vorgeht. Umgestürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sclavinnen, sonst Prinzessinnen, führt eine erzählende Exposition vor unserm Geist vorüber, und die auch hier

am Orte, im phantastischen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herrschender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail-Räthsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmüthiger Prinz auf's neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden, man versucht Gewalt, und hier gibt es eine Reihe von pathetischen, theatralisch auffallenden Scenen; man versucht die List und nun wird die Macht der Ueberredung stufenweise aufgeboten.

Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Neckische ausgesäet und eine so bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es steht zu erwarten wie dieses Stück in Deutschland aufgenommen werden kann. Es ist freilich ursprünglich für ein geistreiches Publicum geschrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die wir, obgleich die zweyte Repräsentation besser als die erste gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in seinem vollen Glanz erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen und manches aufregen, was in der deutschen Natur schläft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, daß unser

Publicum sich beschäftigt selbst Räthsel auszudenken, und wir werden wahrscheinlich bei jeder Vorstellung künftig im Fall seyn, die Prinzessin mit neuen Aufgaben gerüstet, erscheinen zu lassen.

Sollte es möglich seyn, den vier Masken, wo nicht ihre ursprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigstens etwas Aehnliches an die Stelle zu setzen, so würde schon viel gewonnen seyn. Doch von allem diesem künftig mehr; gegenwärtig bleibt uns nur zu wünschen, daß wir die Brüder und Jon immer so wie die erstenmale, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter sehen mögen.

Ueber das deutsche Theater.

Zu einer Zeit, wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, beeifern sich wohldenkende Directoren nicht allein einer einzelnen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direction und Publicum werden sich immer mehr untereinander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so des Verfassers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schillers

und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller durch die Huld des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde

bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, und der Eingezogenheit zu entsagen der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte; da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit, führten ihn in's Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drey Theile zu theilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und öfter, das

Lager und die Piccolomini nicht überall und seltner gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegränzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaction seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck, durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehen. Alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drey Stunden einschließen können.

Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesco, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit sich selbst in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel pro-

ductiver Kritik besitzen. Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schillers über den projectirten und angefangenen Demetrius entgegen kommen, welches schöne Document prüfenden Erschaffens uns im Gefolg seiner Werke aufbewahrt ist. Jene oben benannten drey Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand, und man sie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende

Stücke bearbeitet, und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutsche Theater auf ächt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst die Herrmanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurück gelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lange erhal-

ten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl der Nation heilig und werth bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei seiner Redaction grausam verfahren, davon überzeugt man sich bei Vergleichung nachstehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke selbst. Die persönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unser Publicum ungern, und doch ist in Schillers Arbeit eine solche Consequenz, daß man nicht gewagt hat sie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältnisse in die gegenwärtige Form sich einschleichen würden.

Egmont.

Erster Aufzug.

Auf einem freien Platze Armbrustschießen. Bei Gelegenheit, daß Einer von Egmonts Leuten durch den besten Schuß sich zum Schützenkönige erhebt, seine Gesundheit, so wie die Gesundheiten der Herrschaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegen-

heiten zur Sprache, nebst den Charakteren der höchsten und hohen Personen. Die Gesinnungen des Volks offenbaren sich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entstandenen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen gesellt sich ein Advocat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entstehen Zwiespalt und Händel; Egmont tritt auf, besänftigt die Männer, und bedroht den Rabulisten. Er zeigt sich als beliebter und geehrter Fürst.

Zweyter Aufzug.

Egmont und sein Geheimschreiber, bei dessen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden sich offenbart. Hierauf sucht Oranien seinem Freunde Vorsicht einzuflößen, aber vergebens, und, da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden; abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden, der Rabulist weissagt Egmonts Schicksal, die spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen; fährt fort in Freud' uud Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; dieser tritt ein, und nun ist nichts anderes als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Alba's Charakter entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmonts anzieht, wird, damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, jener offen, dieser zurückhaltend, und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen. Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Klärchen will die Bürger zur Befreiung Egmonts aufregen, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg mit Klärchen allein, versucht sie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Klärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von der Vorbereitung zu Egmonts Hinrichtung. Klärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich; die Lampe verlischt, Klärchens Verscheiden andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Scene mit Ferdinand, seinem jungen Freunde. Egmont allein, entschläft. Erscheinung Klärchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichsam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erscheinung Klärchens sind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor

dafür; nach dem Wunsche des hiesigen Publicums darf sie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren, und vorzüglich Verfasser und Redacteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hie und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen in's Idyllische und Elegische überzugehen schien. Denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundenes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch so manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15 Januar 1806 zum erstenmal gegeben, und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwey Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sey, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deßhalb jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung

und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen besetzt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das Letztemal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine solche allgemeine Versicherung Schaubühnen, welche dieses Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen seyn, deßwegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen:

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erste Liebhaber-Rollen zu spielen berufen ist, gern übernehmen, und die leidenschaftliche Verlegenheit in die er sich gesetzt sieht, mit mannichfaltiger Steigerung auszudrücken suchen.

Die Besetzung der Frauenzimmerrollen ist schon schwieriger: es sind deren fünf, von abgestuften, sorgfältig unterschiedenen Charakteren. Die Schauspielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerstörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schwach und gedrückt Scheinende bald hinter sich lassen, und als eine freie Gemüths- und Verstands-Heldin vor uns im größten Glanz erscheinen.

Lucie soll einen Charakter vorstellen, der sich in

einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck der auf sie eindringt nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naseweisheit oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Alte; sie ist eine junge, heitere, thätige Witwe, die nur wieder heirathen möchte, um besser gehorcht zu seyn.

Aennchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sey; in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen was es zu sagen hat sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Act, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt seyn, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verrathen; wie denn auch das zweymal ertönende Posthorn kunstmäßig eine angenehme Wirkung thun sollte.

So ist denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler, der die Rolle der ernst zärtlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Componist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem Kunstausübenden verständlich

machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien an's Herz zu legen trachtet.

*

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen. Eine unsrer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters, und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Untersucht man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abzusprechen ist, entweder gar nicht auf's Theater kommen, oder, wenn sie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verschwinden, so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke, noch am Publicum liege, sondern daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers fehlt. Es ist daher sehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz

bei Seite legt, oder sie aus dem Repertorium wegstreicht. Man behalte sie beständig im Auge, sollte man sie auch Jahre lang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß sie wieder vollkommen zu besetzen sind, so wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das deutsche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Seilerin, mit einem ächten, unsrer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erschiene; geschwind würden Medea, Semiramis, Cleopatra, Agrippina, und andere Heldinnen, die man sich kolossal denken mag, aus dem Grabe auferstehen, andere Rollen daneben würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina, und Emilie Galotti ist ein ganz andres Stück; der Prinz ist entschuldigt, sobald man anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame herrische Figur zur Last fallen müsse.

Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen. Daß dieses Stück einiges theatralische Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt, auf's Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Sylbenmaß und der Reim fehlte. Nunmehr aber, da beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück

einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam sogleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beiräthig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahres mit dem Räthsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämmtlich einander halten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abtheilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben.

*

Iphigenia kam nicht ohne Abkürzung schon 1802 auf die Weimarische Bühne. Tasso, nach langer stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich, durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

*

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch

dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern, und war mit Rath und That vom ersten Anfange bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen, und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaction bewirkt worden, im Allgemeinen anzudeuten seyn.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergische Knechte in der Herberge verhöhnt worden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu, und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jaxthausen, Götzens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Ritterfrau, die andere als zartfühlend; der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen sey gefangen,

und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götzens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten, wird Weislingen gerührt. Marie und Karl treten ein, das Kind lädt zu Tische, Marie zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände, Marie steht zwischen ihnen.

Zweyter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat sich geknüpft, Götz und Elisabeth erscheinen, man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen, so wie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbiz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangenen Kaufleuten ausüben, gibt aber gerührt ein Schmuckkäst-

kästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will: denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwey Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Augsburg. Maximilian verdrießlich, weis't sie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung, und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Götz und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhältniß zwischen Weislingen und seiner Gemahlin Adelheid, die ihn nöthigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünstigen. Die wachsende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr, die buhlerischen Künste ihn anzulocken, sprechen sich aus. Wir werden nach Jarthausen versetzt. Sickingen wirbt um Marie; Selbiz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt sey. Man greift zu den Waffen. Lerse kündigt sich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt, weite Aussicht, verfallene Warte, Burg und Felsen. Eine Zigeuner-Familie, durch den Kriegszug beunruhigt, exponirt sich und knüpft die folgenden Scenen aneinander. Der Hauptmann des Executionstrupps kommt an, gibt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Zigeuner schmeicheln ihm.

Georg überfällt die Höhe, Selbiz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerse befreit, von Götz besucht.

Vierter Aufzug.

Jarthausen. Marie und Sickingen, dazu der siegreiche Götz; er muß befürchten sich eingeschlossen zu sehen; Marie und Sickingen werden getraut, und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familientisch; Lerse bringt Nachricht von einer Capitulation; Verrath.

Weislingens und Adelheidens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich, Maskenzug Adelheidens. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem Fest auf den Erzherzog abgesehen sey; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen, und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathhaus daselbst, Götzens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn; die bekannten Scenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anstande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über seine Gränze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungethüm rückt sogar heran. Max Stumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt haben, weiß sich

loszusagen. Götz, halb überredet, halb genöthigt, gibt nach; erklärt sich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht seinen Bann. Die Bauern entzweyen sich, und der Teufel ist los.

Weislingen erscheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden, und sich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu seiner Gemahlin steht er im schlimmsten Verhältnisse; Franzens entschiedene Leidenschaft zu ihr offenbart sich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage mit Aufrührern verbunden zu seyn. Das heimliche Gericht kündigt sich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt sich von dem beglückten Knaben, nachdem sie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gespenst nimmt bald seinen Platz ein, und eine wirksame Scene erfolgt. Aus diesen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten versetzt; Marie schläft in einer Blumenlaube; Lerse tritt zu ihr, und bewegt sie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, sodann Marie und Franz. Götzens Todesurtheil wird ver-

3 *

nichtet, und wir finden den scheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen; so wie man nicht abgeneigt ist, von der Aufnahme der Theaterstücke mehrerer deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne, Rechenschaft zu geben.

Sollten jedoch diese Aeußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man Willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem Weimarischen Theater stattgefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind griechische und gräcisirende, französische, englische, italiänische und spanische Stücke; ferner Terenzische und Plautinische Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nöthigsten wäre vielleicht sich über Shakspeare zu erklären und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater

bringen müsse. Diese falsche Maxime hat die ältern Schröderschen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgesprochen werden, daß, in diesem Falle wie in so manchem andern, der Leser sich vom Zuschauer und Zuhörer trennen müsse; jeder hat seine Rechte, und keiner darf sie dem andern verkümmern.

Shakspeare und kein Ende.

Es ist über Shakspeare schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu sagen übrig; und doch ist dieß die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt. Dießmal will ich Shakspeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erstens als Dichter überhaupt; sodann verglichen mit den Alten und den Neuesten; und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde zu entwickeln suchen, was die Nachahmung seiner Art auf uns gewirkt, und was sie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beistimmung zu dem was schon gesagt ist dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abstimmung aber kurz und positiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerspruch zu verwickeln. Hier sey also von jenem ersten Punkt zuvörderst die Rede.

I.

Shakspeare als Dichter überhaupt.

Das Höchste wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtseyn eigner Gesinnungen und Gedanken, das

Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung gibt, auch fremde Gemüthsarten zu durchschauen. Nun gibt es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren sind und solche durch Erfahrung zu praktischen Zwecken ausbilden. Hieraus entsteht die Fähigkeit, der Welt und den Geschäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren, irdischen Zwecken, sondern zu einem höhern, geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakspeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherm Grade mit in das Bewußtseyn der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht. Shakspeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klärer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durch's Wort;

denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durch's Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakspeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakspeare'schen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That, als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginiren läßt, ja, was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehn bei'm Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen.

Durch's lebendige Wort wirkt Shakspeare, und dieß läßt sich bei'm Vorlesen am besten überliefern: der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es gibt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als sich mit geschlossenen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakspeare'sches Stück nicht declamiren, sondern recitiren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereig-

nisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu conspiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger, als die Hauptgestalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und versteckt wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wissen nicht wie.

Shakspeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt, wie jener, beiden ist nichts verborgen; aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwätzen, und uns vor, oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jederman ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte

drängt sich hinzu, alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meer-Phänomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakspeare's Dichtungen sind ein großer belebter Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleich gestellt hätte. Niemand hat das materielle Costume mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costume, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade, daß er gegen das äußere Costume verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sey es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakspeare's Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Aerger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sey. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II.

Shakspeare, verglichen mit den Alten und Neuesten.

Das Interesse, welches Shakspeare's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt, denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten

Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deßhalb uns alles was sich von ihm herschreibt, so ächt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht gränzt.

Deß ungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sey, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch seyn, zu andern, uns schon bekannten Gegensätzen, nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sey, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidnisch.	Christlich.

Heldenhaft.	Romantisch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt seyn kann, entspringen aus den einem Jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöset werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelös't, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältniß zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf, und versuche, ob sich etwas damit leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Men-

schen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß, bei gegebenen Mit- und Gegenspielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; bei'm Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen; ich kann die Karten die mir zufallen verläugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen, und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadt-Gesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst, so wie unsre Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflös'te; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun, nach diesen Vorbetrachtungen, zu Shakspeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakspeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken in's Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegränzt, und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Conflict, und diesen läßt Shakspeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakspeare; denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Ueberhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Aehnliche finden; genug ein Wollen, das über die Kräfte

eines

eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakspeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die, mehr oder weniger, oder völlig, alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich genähert, denn indem er das Nothwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studiren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen seyn mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen, und oft ohne zu wissen warum, über alles präconisiren, das Wunder wirklich schon geleistet hat.

Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakspeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäckeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sey, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuren und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners höchst schätzbarer Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus und deren fürtreffliche Recension in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf

jenen Vorsatz, welchen Schiller gefaßt, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

III.

Shakspeare als Theaterdichter.

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergötzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakspeare erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neuesten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakspeare's Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematisch ist. Nicht alles was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakspeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des

Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück, alles dreyes zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakspeare's Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart: das innerste Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem und man läßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität; unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen die er ausläßt; ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungs=

kraft die Operation; denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten,“ sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch als was für die Augen zugleich symbolisch ist; eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakspeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortstolzirt. Dieses sind aber nur Momente, ausgesäete Juwelen, die durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Shakspeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspeare's großes Verdienst anerkennen, nur läugnen wir dabei und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn gerade diese Bühnenenge zu eigner Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er

alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwey komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwey beliebten Schauspielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich seyn müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakspeare wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen, denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt, als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Räthsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und von wo man uns

wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüste wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publicum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewissen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakspeare's Stücke höchst interessante Mährchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginiren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst Shakspeare's Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt sich ganz allein an's Wirksame, alles andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit, zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte

Schröder erregen, so wie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu scheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakspeare redigirt, bringt diese Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich, Tochter und Schwiegersohn, aus romantischer Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt an's Meer und treffen den Alten der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakspeare's hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer auf's neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakspeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimarische Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakspearisch Stück sehen, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakspeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer widerklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt seyn

welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater redigirt. Die Grundsätze, wonach solches geschehen, wollen wir ehestens entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaction, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Erste Ausgabe des Hamlet.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakspeare, London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleischer. Leipzig 1825.

Shakspeare's leidenschaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geschenk. Das erste unbefangene Lesen gab mir einen wundersamen Eindruck. Es war das alte ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigsten wirksamsten Hauptstellen der ersten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchst behaglich und ohne Anstoß zu lesen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu seyn; dessen ungeachtet aber empfand sich dabei etwas Eigenes, das sich nicht aussprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerst bemerklich, daß keine Localität ausgesprochen, von Theater-Decoration nicht die Rede sey, eben so wenig von Act- und Scenen-Theilung; alles ist mit Enter und Exit abgethan. Die

Einbildungskraft hat freies Spiel und man ließe sich allenfalls die alte naive englische Bühne gefallen; alles geht hintereinander unaufhaltsam seinen sittlichleidenschaftlichen Gang, und man nimmt sich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern uns längst bekannten Bearbeitung aber findet sich die Abtheilung in Acte und Scenen, auch sind Localitäten und Decoration ausgesprochen; ob dieß von ihm oder nachfolgenden Regisseurs geschehen, lassen wir dahin gestellt seyn.

Polonius der zweyten Bearbeitung heißt Corambis in der ersten, und die Rolle scheint durch diese Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden beinahe Statistenrollen waren erst durch Zahlen bezeichnet, hier finden wir sie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamsete und ihnen einige Worte zu sprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der ersten Ausgabe ein lose niedergeschriebenes Sylbenmaß, so ist dasselbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, regulirt, rhythmische Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertel-Verse nicht vermieden.

So viel von den offenbarsten Aeußerlichkeiten; eine *Vergleichung* der innern Verhältnisse wird einem jeden

Liebhaber bei eigenem Betrachten zu Gute kommen, hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geistiger Hand zuerst nur leicht umrissene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weise die wir als nothwendig billigen und bewundern müssen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplificationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchst willkommen sind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchst belebende Aspersionen, leicht verbindende Zwischenzüge, ja sogar bedeutende Transpositionen zu höchst wirksamem Vortrag, alles meisterhaft, geistreich und empfunden, alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anschauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die, ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch seinem Werke späterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslassung noch Abänderung; nur sind hie und da einige allzuderbe Naivitäten ausgelöscht.

Zum Schlusse aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterschiedes in dem Costume des Geistes. Dieser tritt zuerst auf wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Visir, von ern-

stem bänglichem Gesicht, blaß und scharfen Blicks. So erscheint er auf der Terrasse, wo die Schloßwache auf- und abgeht und wo er seine Krieger oft mag gemustert haben.

Nun aber in's innerste Gemach (Closet) der Königin versetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Gespräch, und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du brichst mein Herz.

Hamlet. O wirf den schlechten Theil hinweg und behalte den bessern.

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his nightgowne. Tritt ein der Geist in seinem Schlafrock.)

Wem ist, der das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? wem scheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es fassen, wenn wir nachdenken, so finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerst im Harnisch erscheinen, wenn er an der Wache vorüberschreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemustert, wo er sie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an uns zu schämen, daß wir so lange für schicklich gefunden, ihn auch im innersten Gemach der Königin geharnischt auftreten zu sehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derselben Gestalt wie er sonst hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das erbärmlichste

anklagend. Mahle sich dieß der einsichtige Leser nach Vermögen aus, dieß wage eine vom Effect überzeugte Direction darzustellen, wenn ja Shakspeare in seiner Integrität vorgeführt werden solle.

Zu bemerken ist, daß bei dieser Scene der Commentator Stevens schon bedenklich wird. Wenn Hamlet sagt:

My father, in his habit as he liv'd!

Mein Vater in der Kleidung wie er lebte!

fügt der einsichtige Mann in der Note hinzu: „meint der Dichter durch diesen Ausdruck, daß der Vater in seiner eigenen Hauskleidung erschienen sey, so hat er entweder vergessen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte seine Absicht seyn bei dieser letzten Erscheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, so ein kriegerischer Fürst es seyn mochte, blieb doch keineswegs immer geharnischt oder schlief, wie man von Hago König von Norwegen erzählt, mit seiner Streitaxt in der Hand."

Auch hätte, wenn wir scharfsichtig genug wären, der erste Ausruf Hamlets, als er in dieser Scene den Geist erblickt — What would your gracious figure? schon belehren können; denn es gibt nicht Worte genug auszudrücken was Angenehmes, Anmuthiges alles die Engländer sich unter gracious denken. Gnädig und günstig, freundlich und gütig, alles was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte

zusammengefaßt; fürwahr keine Anrede an einen geharnischten Helden.

Ueber diese Zweifel sind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakspeare, wie das Universum das er darstellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch unerforschlich bleibe: denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen.

Proserpina.

Melodrama von Goethe, Musik von Eberwein.

Weimar, May 1815.

Daß dieses, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefrischte Monodrama bei der Vorstellung günstig aufgenommen worden, haben schon einige Tagesblätter freundlichst angezeigt. In einem beliebten Journal (Modejournal 1815, S. 226) findet man die ganze kleine Dichtung, deren sich wohl schwerlich Viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, so wie eine hinlängliche Entwickelung hinzugefügt, dessen, was bei der Vorstellung eigentlich zur Erscheinung gekommen, und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber ist die Absicht, auf die Grundsätze aufmerksam zu machen, nach denen man, bei Wiederbelebung dieser abgeschiedenen Production, verfahren, welches ebendieselben sind, zu denen wir uns schon früher bekannt, und die uns so viele Jahre her geleitet: daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben solle, was uns das Theater der Vorzeit

zeit anbietet. Dieses kann nur geschehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt, und sich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber ist der jetzige Aufsatz für Directionen geschrieben, welche die Partitur dieses Stücks verlangt haben, oder verlangen könnten, damit dieselben sich in den Stand gesetzt sehen, auch auf ihrer Bühne einen gleichen, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und so nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journals, der Inhalt hier vor allem andern seine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteste und entschiedenste Weise klar werde.

„Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's geraubte Gattin, noch ganz im ersten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüsten Oede des Orcus hält sie ihren Fuß an, den Zustand zu übersehen, in dem sie sich befindet. Ein Rückblick in den unlängst verlornen läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königs-Würde. Sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihren Gespielinnen war; der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu seyn, unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht

abhelfen, deren Freuden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung scheint sich zu ihr herabzuneigen, und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote himmlischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu genießen, die sie an alle verlassenen Freuden erinnert. Weh der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte, sie ist die Königin der Schatten, unwiderruflich ist sie es; sie ist die Göttin des verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von seinem Throne den unwilligen Besitz.“

Die verschiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darstellung auferbaut worden, sind folgende: 1) Decoration, 2) Recitation und Declamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Mu-

sik, und zwar a) indem sie die Rede begleitet, b) indem sie zu mahlerischen Bewegungen auffordert, c) indem sie den Chor melodisch eintreten läßt. Alles dieses wird 6) durch ein Tableau geschlossen und vollendet.

Da wir voraussetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieser Gegenstand interessirt, den oben erwähnten kurzen Aufsatz zu lesen nicht verschmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Gesagten, um die Bedeutung der verschiedenen Punkte in der Kürze möglichst klar zu machen.

1) Bei der Decoration, welche immer dieselbe bleibt, war beabsichtigt, die Gegenden des Schattenreiches, nicht sowohl öde, als verödet darzustellen. In einer ernsten Landschaft, Poussinischen Styls, sah man Ueberreste alter Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orcus der Alten hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten, und es daher ganz schicklich seyn möchte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erblicken zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfällt.

Diese Idee war auf dem Weimarischen Theater mehr angedeutet, als ausgeführt, und hier wäre es, wo grössere Bühnen unter sich wetteifern, und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchst erfreuliche Decoration aufstellen könnten.

Deutschland besaß einen Künstler, Franz Kobel, welcher sich mit Ausführung dieses Gedankens gern und oft beschäftigte. Wir finden landschaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgesäet, oder wenn man will, zusammengestellt sind, vielleicht allzureichlich; aber eben deßwegen könnten diese Zeichnungen geschmackreichen Künstlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Decoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr schicklich und angenehm würde dabei seyn, wenn ein Theil der Scene eine verödete Villa vorstellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motivirt und mit dem Uebrigen nothwendig verbunden würden. Geistreiche Künstler fänden in dieser Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn z. E. etwas erfreulich Bedeutendes entstehen müßte, wenn in Berlin, unter Anleitung einer so einsichtigen und thätigen General-Intendanz, die Herren Schinkel und Lütke sich zu diesem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landschaftsmahlers und Architekten vereinigt angesprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrscheinlich noch befindliche Gemählde

des zu früh abgeschiedenen Kaatz zu Rathe ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde eine der hier verlangten Decoration ziemlich ähnliche Landschaft, als Aufgabe, den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde, bei dieser Gelegenheit, ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Kunstliebe und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publicums gebracht; denn nicht allein was auf dem Theater, sondern auch was von Seiten der bildenden Kunst geleistet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchen Schauplatz Recitation und Declamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wie denn bei uns nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden, in größter Mannichfaltigkeit, sich einer jeden Stelle eigenthümlich anschloß, und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt; prächtige, übereinander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn, in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks, und steht auf einmal blumenbekränzt wieder als Nymphe da.

Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den schönsten mannichfaltigsten Bewegungen Anlaß gebe, daß der Contrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt anmuthig überraschend sey, wird niemanden entgehen und jede geschickte Schauspielerin reizen sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen, sie fühlt ihren abgesonderten kläglichen Zustand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem sie, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannichfaltigem pantomimischem Ausdruck, den Worten gemäß, zu benutzen weiß.

Auch dieser Theil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung flossen in eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch geschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber genugsam erfüllt, und der steuernden Schif-

ferin, bei allen Bewegungen, nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernen Begränzungen desselben sind lieblich ahnungsvoll ausgeschmückt, die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu seyn, indem sie der Schauspielerin gerade so viel Zeit gewährt, um die Gebärden der mannichfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch tanzartige Theil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den andern gesteigert wird.

Eine geforderte und um desto willkommenere Wirkung thut das Chor der Parzen, welches mit Gesang eintritt, und das ganze recitativartig gehaltene Melodram rhythmisch-melodisch abrundet; denn es ist nicht zu läugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie sich nun dieser Chorgesang zur Declamation und melodramatischen Begleitung verhielt, eben so verhielt sich zu der, an einer einzelnen Gestalt in's Unendliche vermannichfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schlusses. Indem nämlich Proserpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schicksal erkennt, und die Annäherung ihres Gemahls

ahnend, unter den heftigsten Gebärden in Verwünschungen ausbricht, eröffnet sich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erstarrt zum Gemählde und auch sie die Königin zugleich erstarrend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war also gedacht und angeordnet: In der Mitte eine schwach beleuchtete Höhle, die drey Parzen umschließend, ihrer Beschäftigung gemäß, von verschiedenem Alter und Kleidung, die jüngste spinnend, die mittlere den Faden ausziehend, und die älteste mit der Scheere bewaffnet. Die erste emsig, die zweyte froh, die dritte nachdenkend. Diese Höhle dient zum Fußgestelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto seinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu seiner Rechten leer gesehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtseite, erblickt man unten, zwischen Wasserstürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in schäumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, sich anstrengend den auf der Kippe schwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt. Und wie nun Laster und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben, und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allge=

meine zieht, so hatte man hier keine besonders benamten Gestalten aufgeführt, sondern nur das allgemein Wonnevolle dargestellt. Wenn auf der Schattenseite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, sprach sich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß Allen ein geselliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elysische Hügel empor stieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmen-Lusthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende im vertraulichen Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgestellt, welche gar mahlerisch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künstler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schatten-Seite zukam. Denke man sich nun Proserpina im königlichen Schmuck, zwischen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinanstaunend zu ihrem leeren Thron, so wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild, nach einer kurzen Verdeckung, zum zweytenmale zu zeigen, benutzte man zum Abschluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proserpina mit zugedeckt; sie benutzte die kurze Zwischenzeit, sich auf den Thronsitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufstieg, sah man sie, neben

ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet sitzen, und sie, die Bewegliche, unter den Schatten erstarrt. Chorgesang mit Musikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beschreibung des Gemähldes gibt zu erkennen, daß wir, dem beschränkten Raum unserer Bühne gemäß, mit einer löblichen lakonischen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei solchen Darstellungen höchst nöthig ist, weil dem Auge nur wenige Zeit gegeben wird sie zu fassen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landschaftsmahler zu Hülfe gerufen, so werden Bildhauer und Mahler nun eine dankbare Aufgabe zu lösen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können sie ein ungeheures, mannichfaltiges, und dennoch auseinander tretendes faßliches Gemählde darstellen. Die Grundzüge sind gegeben, wobei wir gestehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufdrang, anzubringen und einzuschalten.

Und so wären denn die Mittel klar auseinander gelegt, deren man sich bedient hat, und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effect hervorzubringen.

Das deutsche Theater besitzt viele kleine komische Stücke, welche jederman gern wiederholt sieht; schwerer und seltener sind kurzgefaßte Tragödien. Von den

Melodramen, denen der edle Inhalt am besten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne noch manchmal vorgestellt; die Zahl derselben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienst angesehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches sich in idyllischen, heroisch-leidenschaftlichen, tragischen Motiven immer abwechselnd um sich selbst herumdreht, konnte seiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche seit seiner Entstehung die deutsche darstellende Kunst erworben, ihm zu Gunsten anzuwenden. Die landschaftliche Kunst hat sich in diesen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Ansicht wirklicher Gegenstände (veduta) zur höhern, ideellen Darstellung erhoben. Die Verehrung Poussins wird allgemeiner, und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Decorateur, im landschaftlichen und architektonischen Fache, die herrlichsten Motive darbietet.

Recitation und Declamation haben sich auch gesteigert, und werden immer in's Höhere reichen können, wenn sie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verstehen. Schöne, anständige körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die Lebendigkeit der Mahlerey erinnernd, haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Theilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt.

Eben so ist es mit den Tableaux, mit jener Nach-

bildung eines gemahlten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und drey Königen an, und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat. Ein solches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschehen, hat man hier angebracht, und an das Stück dergestalt geschlossen, daß dieses dadurch seine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Componisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

Zu
Schillers und Ifflands Andenken.

Weimar, den 10 May 1815.

In diesen letzten Wochen erinnerte man sich allgemein zweyer abgeschiedenen vortrefflichen Männer, welchen das deutsche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienste noch dadurch erhöht werden, daß sie von Jugend auf, in dem besten Vernehmen, eine Kunst gefördert, zu der sie geboren waren. Bemerklich ist hierbei, daß der Geburtstag des einen nicht weit von dem Todestag des andern falle, welcher Umstand zu jener gemeinsamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26 April geboren, welchen Tag das deutsche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog sich am 9 May der Welt und seinen Freunden. An einem Tage daher ward, auf dem Großherzoglichen Weimarischen Theater, das Andenken beider Männer dramatisch erneuert, und zwar geschah es folgendermaßen.

Die beiden letzten Acte der Hagestolzen wurden

Nachspiel zu den Hagestolzen.

Erste Gruppe.

Margaretha, der Hofrath, Therese, die beiden Kinder.

Margaretha.

Aus werther Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und festlich prangt er mir im schlichten Haar;
Als hohe Braut komm' ich einhergegangen,
Die gestern noch ein armes Mädchen war;
Bald schmückt mich reicher Stoff und goldne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Befohlne dar,
Die niedre Kammer tausch' ich um mit Zimmern,
Wo Decken strahlen, wo Tapeten schimmern.

Und werd' ich dann mich selber noch erkennen?
Bin ich dann auch so froh, so brav, so gut?

(zu Theresen)

Wirst du mich dann auch noch Margretha nennen?

(zu den Kindern)

Und Bärbchen, Paul, — seyd ihr mir dann noch gut?
Soll ich es je, jemals vergessen können,
Daß ich auf's Feld ging mit dem Schnitterhut?

(zum Hofrath)

Dann hast du dir die rechte nicht erlesen,
Dann bin ich — nein! Margretha nie gewesen!

(Sie verbirgt sich in die Arme des Hofraths.)

Hof=

Hofrath.

So recht! In des Mannes Arme
Flüchte sich das bange Weib,
Daß ihr sanftgeschmiegter Leib
An der starken Brust erwarme.

Margaretha (zum Hofrath).

Und werd' ich deiner Hoffnung auch entsprechen?
Sieh mich noch einmal an: Gefall' ich dir?
Mit jenem Wasserkrug, mit jenem Rechen?
Mit diesem Mieder ohne Putz und Zier?
Und wirst du dann auch freundlich zu mir sprechen,
Wenn es nun fest ist zwischen dir und mir?
Bedenke dich! für mich sey ohne Sorgen,
Denn wie ich heute bin, so bin ich morgen.

Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte,
Wir halten Wort auf unsrer stillen Flur;
Die treue Liebe wohnt in unsrer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.

(zu Theresen)

Nicht wahr? — O Schwester, auch in deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe segensvolle Spur?
Das wunderseltne Bild beglückter Ehen,
Bei euch hier hab' ich's, oder nie gesehen.

O daß es mich — auch dorthin mich begleite,
Wo sich das Leben wilder nun bewegt;
Wo Häuser streben in die Höh' und Weite,
Wo sich der Lärm auf lauten Märkten regt; —

(zum Hofrath)

Dann, Lieber, rette dich an meine Seite,
Zu ihr, die dich im treuen Herzen trägt,

Therese.

Ich will es euch ein andermal erzählen.
Wenn ihr groß seyd, wird es euch auch so gehn.

Bärbchen.

Komm, Paul, wir wollen Stutzböckchen sehn.

(Sie springen fort.)

Zweyte Gruppe.

Therese und Linde.

Linde.

Heysa! wie das hüpft und springt!

Therese (wie in Gedanken).

Gott gebe nur daß es gut gelingt!

Linde.

Was denn?

Therese.

Die Heirath mit Margarethen.

Linde.

O ja! — warum nicht?

Therese.

Soll ich reden?

Linde.

Ey freilich, Therese, ich höre dich gern.

Therese.

Siehst du, ich habe nichts wider den Herrn.
Er ist so artig, so mild und gut,
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;
Man kann mit ihm sprechen, man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen;

Selbst der in der Wiege, der kleine Dieb,
Lacht, wenn er ihn sieht und hat ihn lieb.
Aber das lass' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf paßt nimmer zu der Stadt,
Und wo Reich und Arm sich gesellet hat,
Da will sich's nicht schicken und bequemen.

Linde (ihr die Hand reichend).

Nun, nach Reichthum haben wir nicht gefreyt.

Therese (einschlagend).

Der größte Schatz ist Genügsamkeit;
Dann Gesundheit dazu und tüchtiges Streben,
So hat man immer genug zu leben.
Und kurz und gut, Vornehm' und Gering'
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das ist ein uralt weislich Ding:
Wer in die Sonne blickt wird erblinden,
Und wer ein niederes Loos empfing,
Der soll sich nicht Hohes unterwinden.
Wie manchmal hast du mir Geschichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmuth quält,
Nach fernen Inseln die Anker lichten,
Um nicht zu Hause den Acker zu baun;
Wie sie all' ihre Hoffnung und sich dazu
Den wilden Meeren anvertraun,
Statt daheim zu bleiben in sichrer Ruh'; —
Sie sind reich geworden, und sind — verdorben,
Und sind zuletzt noch in Armuth gestorben.

Linde.

Und das alles fällt dir ein,
Weil Margaretha nach der Stadt will frey'n?

Therese.

Unsre Hütte sey unser Hochzeitsaal.
Wir, Fritz, wir bleiben in Fallendal;
Statt Prunkgemächer, statt Sammt und Seide,
Sind unsre Kinder unsre Freude.

Linde.

Wir stärken uns immer an unsern Lieben!
Ach ja, das Leben ist doch schön!
Ich wollte, du wärst nicht heim geblieben,
Du hättest sollen mit mir gehn.
Siehst du, es ist dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig es sieht's ein Auge gern;
Getreide, mannshoch, allerwegen —
Heuer, Therese, blinkt unser Stern:
Die Aehren so dicht, so reich und schwer,
Es wallt und wogt, wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln sind doch sämmtlich im Stand?

Therese.

Schon vorige Woche.

Linde.

Willkommne Zeit!
Und fröhliche Menschen zum Wirken bereit.
(Als sie den Geheimerath und Hofrath kommen sehen, gehen sie in's Haus.)

Dritte Gruppe.

Der Geheimerath Sternberg und der Hofrath.

Sternberg.

Nein, theurer Freund, es ist wohl bedacht,
Ich bleibe bei euch nicht über Nacht.

Beruhigung, mit heitern Mienen,
Ist mir in freier Luft erschienen:
Auch mich lehrt dieser schöne Tag
Was ich zu meinem Glück vermag.

Hofrath.

Wo soll's denn hin?

Sternberg.

An meine Geschäfte.

Hofrath.

Immer nur wieder geschriebnes Wort!

Sternberg.

Fleiß im Beruf gibt neue Kräfte.

Hofrath.

Du liesest? —

Sternberg.

Acten —

Hofrath.

Von Raub und Mord.

Sternberg.

Nicht immer.

Hofrath.

Von gebrochner Pflicht.

Sternberg.

Wir stellen sie her.

Hofrath.

Wie lange?

Sternberg.

Bis sie wieder bricht.

Hofrath.

Ihr betrügt euch um's Leben.

Sternberg.

Gemach, wir sind

Für Thränen —

Hofrath.

Hart.

Sternberg.

Für Bitten —

Hofrath.

Taub.

Sternberg.

Für der Unschuld flehende Blicke —

Hofrath.

Blind!

Was habt ihr von euern Acten?

Sternberg.

Staub!

Doch wie aus Gartenstaub hervor,
Blüht uns auch hier ein schöner Flor.
Mein Freund! ein ganzes langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben,
Für Fürst und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geschäft in Ehren;
Es ist ein Balsam für das Herz:
Nicht tödten will es und zerstören;
Es glänzt nicht, fliegt nicht sonnenwärts,
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
In Staub von Acten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu sänftigen die Leidenschaft,
Und was das blanke Schwert entrafft,

Man muß den Actenstaub citiren,
Der es, stillwirkend, wiederschafft.

Hofrath
(der ihm mit steigendem Vergnügen zuhört).

Ey, sieh doch! schön! für deine Wunden
Ist die Arzney mit einmal gefunden.
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht
Mit Blumen den irdischen Pfad umflicht,
Um den ist's so traurig nicht bestellt.
Wir theilen uns also in die Welt:
Auf dem Lande, wie in der Stadt,
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Geheimerath Sternberg, Hofrath und Margaretha.

Hofrath.

Du bist nicht heiter, wie es scheint;
Ich glaube gar du hast geweint?
Wie ist das möglich, liebes Kind,
O sag', erkläre dich geschwind!

Margaretha.

Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,
Mir kommt's auf einmal in den Sinn,
O dacht' ich, könnt' ich sie vereinen,
Das wäre herrlicher Gewinn:
Daß die Geschwister sich versöhnten,
Und so das Fest mit Liebe krönten.

Ich lief und sah, der schwere Wagen,
Er war im Hohlweg umgeschlagen.
Schon dacht' ich alles ist zerbrochen,
Auch kam Mamsell herausgekrochen,
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erst, nun eilst du dich,
Und mir gelang's sie zu erreichen.
Das Möglichste, sie zu erweichen
That ich gewiß. — Zurückzukehren
Lud ich sie ein, ich sprach im Drang
Zu deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir alles nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutscher Valentin dabei,
Sie hatten ihn hinausgeschoben,
Und Rad und Achse war nun frei.
Da brach es los ihr heftig Schelten,
Ich sollte nun für gar nichts gelten.
Man sah, sie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene,
Hieß sie zuletzt mich eine Trine.
Das hat mich gar zu sehr betrübt!

Hofrath.

Es scheint des Himmels eignes Wollen,
Daß sich nicht alle lieben sollen;
Deßhalb denn immer Zank und Zwist
Unter Großen und Kleinen ist.
Wenn zwischen leiblichen Geschwistern
Gar oft die schlimmsten Geister flüstern,
Wenn Väter, Mütter, Männer, Frauen,
Sich oft mit schelem Aug' beschauen,

Wenn zwischen Eltern gar und Kindern
Unmöglich ist Verdruß zu hindern,
So können wir uns nur betrüben,
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg.

Dann suchen wir in manchen Fällen,
Ein gut Vernehmen herzustellen,
Und fühl' ich diesen reinen Trieb,
Dann sind mir erst die Acten lieb.
Wenn, statt zu schelten, ich belehre,
Wenn, statt zu strafen, ich bekehre,
Wenn, statt zu scheiden, ich versöhnt,
Hab' ich den Himmel mir erfröhnt.

Margaretha.

Da 's in der Welt nicht anders ist,
So muß ich es wohl leiden,
Wenn du nur immer liebend bist,
Und wir uns nimmer scheiden.

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen. Bärbchen und Paul, sodann Wachtel, Therese und Linde.

Paul.

Schwester, hast du so was gesehn?
Der Herr da drinn der weiß zu kochen!

Bärbchen.

Ich denke mir, es schmeckt recht schön,
Wie schön hat es nicht schon gerochen.

Wachtel (unter der Thür).

Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung schnell, das Fest geht an!

(Die Kinder in's Haus. Margaretha, Hofrath und Sternberg treten an die Seite; ländliche Musik hinter der Scene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat, Therese trägt die Pastete, alsdann folgt Wachtel mit der Casserolle. Linde schließt mit einem übermäßig großen Brod. Nach einem Umzug stehen sie folgendermaßen:

Wachtel. Bärbchen. Sternberg. Margaretha. Hofrath. Paul. Therese und Linde.)

(Die Musik schweigt.)

Wachtel.

Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.

Paul.

Ich trage Braten.

Bärbchen.

Ich Grünigkeiten.

Therese.

Es wird noch immer städtisch enden;
Pastete trag' ich auf den Händen.

Linde.

Sey's, wie ihm wolle, keine Noth,
Hausbacken, tüchtig ist mein Brod.

Wachtel.

Doch, wie zuletzt aus der Caßrolle
Ein Sößchen sich entwickeln solle,

Das ist mir nur allein bewußt;
Das Kochen gibt mir Essenslust.

(Auf die Casserolle deutend.)

Und hier verkältet sich's bereits!
Geschwind, empfehlt euch allerseits!

(Sie verneigen sich. Musik; sie ziehen in voriger Ordnung ab, Margaretha zuletzt zwischen Hofrath und Sternberg. Nahe an der Coulisse begrüßt sie diese, läßt sie abgehen. Sie tritt hervor, die Musik schweigt.)

Margaretha

(ohne völlig aus ihrem Charakter zu treten, mit schicklicher Fassung, gegen das Publicum gewendet).

Wohl jeder Kunst, auch unsrer bleibt es eigen
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indessen sie ein Ernsteres versteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn selbst aus leicht geschlungnen Tänzen,
Aus bunten froh geschwungnen Kränzen
Die ernstere Bedeutung spricht:
Verehrte! so entging euch nicht
Die Dämmerung in unserm Licht;
Ja, durch das ganze heitre Spiel
Hat sich ein schmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurch geschlungen.
Noch sind die Töne nicht verklungen,
Die oftmals eure Huldigungen
Zu lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unser unerreichter Meister,
Von seinem Genius bewegt,
Vor euch und uns das Reich der Geister
In seltner Kunst zur Schau gelegt.

So werd' er lange noch von euch verehrt.
Er steigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und seine Farben glänzen unversehrt:
O! wie er hoch im reinen Aether schwebet,
Und seine Schwingen regt und mächtig kreis't!
Er ist entschwunden. — Huldigt seinem Geist,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet.

Ueber die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken.

Das festliche Nachspiel zu den Hagestolzen Ifflands haben unsre Leser selbst beurtheilt; über dessen Entstehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht Einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit, wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist z. B. die Fortsetzung des Vorspiels: Was wir bringen, zum Andenken Reils in Halle aufgeführt, gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im August 1814, unserm gnädigsten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf die Cultur unsers Vaterlandes steht, vollkommen ange-

messen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen, allgemein übereinstimmend, verbreitet ist, so wie die Gabe sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig statt: denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist, und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man sich über die Art und Weise, wie es zu sagen sey, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei sich das Interesse der Mitarbeitenden leichter entzweyen könnte.

Schließt sich nun, wie es hier geschehen, die neue Arbeit an eine ältere schon vorhandene unmittelbar an, so wird man sich noch leichter über den Plan vereinigen, ja sich in Scenen theilen, je nachdem sie dem Einen oder dem Andern zusagen. Hieraus entstehen unzuberechnende Vortheile.

Jeder Künstler bildet sich in sein Kunstwerk hinein, und so muß auf die Länge (und wer wird sich nicht gern auf's Längste seines Talents erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewisse Eintönigkeit entstehen; weßhalb denn der Zuschauer und Zuhörer, wenn er sich immer in allzubekannter Gesellschaft findet, endlich ohne Theilnahme bleibt, und wohl gar gegen das schönste Talent ungerecht wird. Verbinden sich aber Mehrere, in demselben

Sinn und Geist zu arbeiten, so entsteht unmittelbar eine größere Mannichfaltigkeit, denn die innigsten Freunde sind oft, der Richtung und Liebhaberey nach, ganz verschieden; sie leben in entgegengesetzten Wirkungs- und Luft-Kreisen, auf welche sich Begriffe, Gefühle, Anspielungen und Gleichnisse beziehen, woraus denn eine Fülle entspringen kann, die auf anderm Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben schon angeführten Gründen, schickt sich zu Gelegenheits-Gedichten diese Art zu arbeiten am allerbesten, vorzüglich auch, weil hier keine selbstständigen dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen. Aber auch dieses ist nicht so unbedeutend, wie es scheinen möchte, da auf dem deutschen Theater solche Gelegenheiten oft genug vorkommen, und aufgeweckte Geister, die sich einmal verbunden hätten, dergleichen Anlässe lebhaft ergreifen, ja wohl gar selbst erschaffen würden.

Nach unserer Ueberzeugung gibt es kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung, als das Zusammenarbeiten überhaupt, besonders aber zu theatralischen Zwecken, wo, nachdem sich Freunde beredet, gestritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeschlossen, zuletzt bei öffentlicher Darstellung die Aufnahme, welche das Publicum gewährt, den Ausschlag entscheidet, und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieses, besonders in größeren Städten, wo dergleichen Versuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die selbstständigsten Stücke den günstigsten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an sein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er sich bei Zeiten zu frischen jungen Männern gesellt, und sich aus seiner immer mehr sich verdüsternden Lebensansicht in Gesellschaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgesagten schon Zweifel und Tadel befürchten, so könnte ich bekannte Schauspieldichter nennen (niemand erräth sie und sie wunderten sich selbst, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn sie mit reagirenden Freunden in Gesellschaft treten wollten, sich um die deutsche Bühne sehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemischen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen- sondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundes-Kreisen, wo nur Ein Sinn und Ein Ton herrscht, möchte für diese Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten diese meine Worte einige Wirkung hervorbringen, so würde ich sehr gern meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein solcher poetischer Gemeingeist möglich und denkbar sey.

In Deutschland wird auf alle Fälle der Vorschlag weniger Ausübung finden, weil der Deutsche isolirt lebt, und eine Ehre darin sucht, seine Individualität originell

auszubilden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie einzeln der Deutsche in ästhetischen Arbeiten dasteht, zeigt sich daran, daß bei der größten, ja ungeheuersten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit Einem Sinn und Muth wirkte, und mit verschlungenem Bestreben, ohne irgend eine Rücksicht, das höchste Ziel erreichte, daß in diesem Augenblick die Mehrzahl der deutschen Dichtenden nur immer einzeln, mit persönlichem Bezug, ja egoistisch auftrat. Es kann sich unter der Masse jener Gedichte, uns unbewußt, Einiges befinden, wie wir es wünschen; uns aber ist nichts zu Gesicht gekommen, wo sich Paare, wie Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Castor und Pollux, verbunden hätten, um Ernst und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugsinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsspiels poetisch oben zu halten. Am wünschenswerthesten wäre es gewesen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabtheilungen zusammen fochten, sich beredet hätten, der Nachwelt ein wundersames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlassen. Wäre in Deutschland ein wahrhaftes freies Zusammenarbeiten von verschiedenen Talenten im Gange gewesen, so hätte es auch hier sich gewiß und auf das glänzendste gezeigt.

Wie sollte aber sogleich, nach Jahren des Drucks, wo man sich, in weiteren und engeren Kreisen, auf jede Art zu verwahren suchte, und in Verbindung mit Anderen wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein sol-

ches frohes und freies, poetisches Zusammenleben stattfinden? Vielleicht gibt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Bestreben, nach unsern friedlichen Wünschen, auch solchem dichterischen Beginnen eine glückliche Wendung.

Berliner Dramaturgen.

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude und Spenerischen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen und besonders auf die Notizen und Urtheile das Theater betreffend ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehreren Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und wie er von sich selbst sagt: „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduciren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können."

Und wirklich, er ist zu beneiden daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maß der Annäherung an die

Rolle, der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher, frischer und unbefangener Theilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander steht und dadurch ein sinnlich-geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwey Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem Interesse der Partey der er zugethan ist. Eine solche Sammlung kommt uns dießmal nun im ästhetischen Sinne zu Statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag, den Theaterartikel wieder durchlasen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweise vornehmen, die Consequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben, bei wieder abnehmenden Tagen, studiren und uns besonders mit

jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich diesen Vorsatz durchführen zu wollen, wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deßhalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer möchten mit frischen Lettern, auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannichfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Productionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweyten Gastrollen der Madame Neumann; sie thun sich so zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch alt und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist; jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler seinem Naturell sich völlig überlassend, ohne besonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunst sich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegensatz finden wir den Bericht des würdigen Jenisch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beschaffen gewesen und wie der sogenannte Conversations-Ton zuletzt in ein unverständiges Mummeln und Lispeln ausgelaufen, so daß man von den Worten des Drama's nichts mehr verstehen können und sich mit einem nackten Gebärden-Spiel begnügen müssen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an und zeigt: wie auf dem Wege, welchen Wolf's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sey, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse.

Möchten diese und tausend andere fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierzigsten Stück und folgenden der Haude-Spenerischen Berliner Nachrichten finden wir unsern Theaterfreund und Sinnesgenossen sehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geistreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt seyn. Uebrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden und wenn gar niemand seiner Meinung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert: wie über das Theater, auch über das Publicum seine Meinung zu sagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewissen Bedingungen rathen. Das lebende Publicum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder in's Bette.

Indessen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen und

ihn zu gewissen Mittheilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und andere seyn werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematisches.

Was über sie schon ausgesprochen worden.

Ihre Eigenschaften, Herkommen, Berechtigungen.

Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurück zu nehmen.

Merkwürdig ist ihr Vor- und Fortschreiten.

Gegenwärtige schwierige Lage.

Zwischen zwey Theatern.

Gerechtigkeit gegen beide.

Schonung beider.

Reine ruhige Theilnahme ihr Element aus dem sie schöpfen.

Schonung überhaupt demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.

Denn er darf ja das Gegenwärtige nicht gewaltsam zerstören. Aufmerksam soll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er selbst dafür hält.

Das ist in Deutschland jetzt nicht schwer, da so viel

verständige, hochgebildete Menschen sich unter den Lesern und Schriftstellern befinden.

Wer jetzt das Unrecht will, oder eine unrechte Art hat zu wollen, der ist bald entdeckt und von einflußreichen Menschen, wo nicht gehindert, doch wenigstens nicht gefördert. Er kann sich des Tages versichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tiecks dramaturgische Blätter.

Gar mannichfaltige Betrachtungen erregte mir dieß merkwürdige Büchelchen.

Der Verfasser, als dramatischer Dichter und umsichtiger Kenner das vaterländische Theater beurtheilend, auf weiten Reisen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anschauung unterrichtet, durch sorgfältige Studien zum Historiker seiner und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine gar schöne Stellung zum deutschen Publicum, die sich hier besonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß, und was sich sonst aufzuheben pflegt vereinigt sich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche was von dem Natürlichen noch übrig blieb;

die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch sehr gerne antreffe, ist, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantastbarkeit Shakspeare's auftritt und ihn ohne Redaction und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als Einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakspeare'schen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherschweifende abzulehnen, so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz recht: denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält, und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich, wegen der gleichsam nur Einmal zu erfüllenden Bedingung, auf dem Repertoire nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm seyn, daß dergleichen hie und da abermals versucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht loswerden soll, so ist es heilsam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objecte hinrichtet, wenn sie sich bestrebt ein abgeschiedenes großes Vergangene ernst und

harmlos in der Gegenwart wieder darzustellen. Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle nach Shakspeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eignen innern wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen.

Habe ich nun in Vorstehendem den höchst schätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zustimmung gegeben, so bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie z. B. „daß die Lady Macbeth eine zärtliche liebevolle Seele und als solche darzustellen sey" von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die, in Erwägung der bedeutenden Person von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beispiele vorgetragen, daß ein Schauspieler der sich selbst kennt, und seine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einstimmung findet, sie auf eine kluge Weise beugt und zurechtrückt, damit sie ihm passe, dergestalt, daß das Surrogat, gleichsam als ein neues und brillantes Bildwerk, uns für die verständige Fiction entschädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dieß zwar müssen wir gelten lassen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauspieler Andeutungen gibt, wodurch er verführt wird,

die

die Rolle in eine fremde Art und Weise, gegen die offenbare Intention des Dichters, hinüber zu ziehen.

In gar manchem Sinne ist ein solches Beginnen bedenklich; das Publicum sieht sich nach Autoritäten um, und es hat recht. — Denn thun wir es nicht selbst, daß wir uns mit Kunst- und Lebens-Verständigen in Freud und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, suche sie billig durch fortwährendes Hinweisen auf das Rechte als ein unverletzliches Heiligthum zu bewahren.

Tiecks Entwickelung der Piccolomini und des Wallensteins ist ein bedeutender Aufsatz. Da ich der Entstehung dieser Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, so bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das als eins der vorzüglichsten, nicht allein des deutschen Theaters, sondern aller Bühnen, doch in sich ungleich ist, und deßhalb dem Kritiker hie und da nicht genug thut, wenn die Menge, die es mit dem Einzelnen so genau nicht nimmt, sich an dem ganzen Verlauf nothwendig entzücken muß.

Die meisten Stellen, an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tödtenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus. Unsere Correspondenz, welche die Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, auf's

deutlichste vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigsten Betrachtungen veranlassen und unsre Aesthetik immer inniger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinsten Weltepochen so gut als der heutige Tag unterworfen sind.

Calderons Tochter der Luft.

De nugis hominum seria veritas
Uno volvitur assere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menschlicher Thorheiten hohen Styls über Theaterbretter hervorgeführt werden sollte, so möchte genanntes Drama wohl den Preis davon tragen.

Zwar lassen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunstwerks dergestalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegen tritt, für das Allerbeste halten und erklären; doch kann dieß niemals zum Schaden gereichen: denn wir betrachten ein solches Erzeugniß liebevoll um desto näher und suchen seine Verdienste zu entwickeln, damit unser Urtheil gerechtfertigt werde. Deßhalb nehme ich auch keinen Anstand zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert, seinen hohen Geist und klaren Verstand verehrt habe. Hiebei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist, als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweis't, und ihr nicht mehr Dä-

monisches zugetheilt ist als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberschwengliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur sind wunderbar, alles Uebrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, gilt von allen unseres Dichters. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keineswegs; er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja bretterhaft; was wir Illusion heißen, besonders eine solche die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur; der Plan liegt klar vor dem Verstand, die Scenen folgen nothwendig, mit einer Art von Balletschritt, welche kunstgemäß wohlthut und auf die Technik unserer neuesten komischen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive sind immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedingnisse, aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetischen Gang, die Zwischenscenen, welche menuettartig in zierlichen Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialektisch, sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden erschöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen hausbackener Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf Antheil und Neigung Anspruch machen sollte, sie alsobald, wo nicht gar schon im voraus, zu zerstören droht.

Nun gesteht man bei einigem Nachdenken, daß menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprünglicher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art auf's Theater bringen lassen, sie müssen schon verarbeitet, zubereitet, sublimirt seyn; und so finden wir sie auch hier: der Dichter steht an der Schwelle der Uebercultur, er gibt eine Quintessenz der Menschheit.

Shakspeare reicht uns im Gegentheil die volle reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegohrnen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rectificirten Weingeist, mit manchen Specereyen geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genöthigt, düsterem Wahn zu fröhnen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weßhalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie dieß der Fall mit

der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavannah gar wohl seyn möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: es sey für den größten Lebensvortheil, welchen Shakspeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Locale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur, ohne vorläufige historische Untersuchungen bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks, an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries

dießmal schuldig darbringen; er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwenglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte seyn können noch sollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erst vom Alter vollkommen geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitstrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!

Deutsches Theater.

Einzelnes.

Das Wort Schule, wie man es in der Geschichte der bildenden Kunst nimmt, wo man von einer Florentinischen, Römischen und Venetianischen Schule spricht, wird sich künftighin nicht mehr auf das deutsche Theater anwenden lassen. Es ist ein Ausdruck, dessen man sich vor dreyßig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beschränkteren Umständen sich eine natur- und kunstgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau gesehen gilt auch in der bildenden Kunst das Wort Schule nur von den Anfängen: denn sobald sie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt sie alsobald in die Weite. Florenz beweis't seinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutsche lernen von den Italiänern und erwerben sich mehr Freiheit in Geist und Sinn, anstatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueste Ausführung von Norden her gewinnen.

Das deutsche Theater befindet sich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergestalt verbreitet

ist, daß sie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem besondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern, ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Punkte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höhern Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun bei'm Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so wird offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakspeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent, der deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine

von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsere eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falsches Shakspeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwey großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit historisch bemerken.

Eine völlige Gleichstellung mit dem spanischen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat so viel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter schwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durchzuerkennen. Und bringt man so etwas irgend einem Publicum, so setzt man bei demselben immer guten Willen voraus, daß es geneigt sey, auch das Weltfremde zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeit lang herauszugehen.

Deutsche Literatur.

Literarischer Sansculottismus.

1 7 9 5.

In dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir, unsrerseits, tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Product aufnahmen: denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht auch dessen Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Ansehen eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unsrer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menschen in ein roheres Zeitalter sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn diese Zeilen in dem was wir zu sagen haben, ob es gleich auch schon oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsere Schriftsteller, auch noch billige und dankbare Gesinnun-

gen gegen diese, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Männer im Stillen walten.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich classisch prosaischen Werken und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf, um mit einem Riesenschritte über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisiret, daß man sie wohl schwerlich aus seinen Carricaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für classisch hält, und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrnen Prätensionen eines Thersiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Ferne sey es von uns, den übelgedachten und übelgeschriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unsre Leser jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Bessern zu drängen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sansculottismus, zu beurtheilen und zu bestrafen wissen. Nur weniges werde dieser rohen Zudringlichkeit entgegengestellt.

Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: classischer Autor, classisches Werk, höchst selten gebrauchen. Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige was

ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang, anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammenhält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten.

Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsre Lage wie sie war und ist; man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammen fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für dieses oder

jenes

jenes Beispiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereyen, genöthigt, um ohne Anleitung seine eigenen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge; gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, sich nach außen umzusehen zwingt und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen? Denn die Bildung der höhern Classen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat,

hinderte doch den Deutschen als Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiednen Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So ist es zum Beispiel nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsres Wieland's, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Correcturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers, die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geschichte der Ausbildung unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, wie sie sich in ihren Werken zeigt, dem Publicum vorzulegen. Wollten sie selbst, so wenig wir an Confessionen Ansprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meisten beigetragen haben, und dasjenige was ihr am stärksten entgegengestanden, bekannt machen, so würde der Nutzen, den sie gestiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeschickte Tadler am wenigsten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen, sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halb-Kritiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jederman gut schreibt. Man braucht nicht weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufsatz über diesen oder jenen Gegenstand zu finden. Unsere kritischen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben sie nicht oft eines übereinstimmenden guten Styls! Die Sachkenntniß erweitert sich bei'm Deutschen mehr

und mehr, und die Uebersicht wird klärer. Eine würdige Philosophie macht ihn, trotz allem Widerstand schwankender Meinungen, mit seinen Geisteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derselben. Die vielen Beispiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen so mancher Männer setzen den Jüngling früher in Stand, das was er von außen aufgenommen und in sich ausgebildet hat, dem Gegenstande gemäß, mit Klarheit und Anmuth darzustellen. So sieht ein heitrer billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publicum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten.

Deutsche Sprache und Verwandtes.

Deutsche Sprache.

Einige jüngere Kunstgenossen welche den ersten Aufsatz des zweyten Heftes von Kunst und Alterthum gelesen, und daselbst die alterthümelnde, christelnde Kunst nicht zum besten behandelt fanden, erwehrten sich nicht der Frage: ob denn die Weimarischen Kunstfreunde, im Jahre 1797, als der Klosterbruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der deutschen Kunst gemißbilligt? worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen dieses Bekenntniß keineswegs gleichgültig auf, sondern wollten es für eine Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die strebenden Künstler, besonders die mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um so schädlich einschleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verschiedenes erwidern: es sey nämlich in allen solchen Fällen ein eben so gefährlich als unnützes

Unternehmen, verneinend, abrathend, widerstrebend zu Werke zu gehen; denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen, und auf diesem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sey es schwer, ja fast unmöglich sie zu überzeugen, daß hieraus für sie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden entstehen werden. Man habe daher dieser Epoche stillschweigend zugesehen, wie sich denn auch der Gang derselben nur nach und nach entwickelt. Unthätig sey man aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung anzudeuten gesucht. Hievon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die siebenjährige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert, oder worauf sie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunsttrieb verspätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen von dem Strome selbst hinab gezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt, kam die neuste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben einiges mißfällig seyn könnte, ohne daß man sich deßhalb öffentlich zu erklären Lust und Befugniß habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachschicke, so entschlossen wir

uns über deutsche Sprache und über den Fug und Unfug welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämmtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 8ten Bandes der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung gibt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles was und wie er es gesagt unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren und sagen nur so viel von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sey, sondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dieß mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Carl Ruckstuhl, im Kanton Luzern, von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jüngling herangewachsen,

bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sey, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kanton-Schule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unseres Welttheils wieder gefährdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preußische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern; daselbst hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

Wir wünschen daß er fortfahren möge seine Ueberzeugungen dem Publicum mitzutheilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt die in diesem Fache wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vie-

len Deutschen gelesen und beherzigt werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir uns die beste Wirkung versprechen.

Einer freieren Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Weg ist, würde ferner sehr zu Statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternähme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drey Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt und wenn er auch mit fremden Zungen spricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernähme der Uebersetzer des ersten, Herr Passow, diese verdienstliche Arbeit. Zugleich würde er beachten wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als Lateinisch die Weltsprache war, in ihr gedichtet und sich auf eine Weise unter einander verständigt, die uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft eben so dichtet als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber also zu verstehen: wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft

und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebner Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literargeschichte, so wie durch die Welthistorie, schleichen oftmals kleine, geringscheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltsamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen seyn, der uns vor Augen stellte wie seit vierzig Jahren geist- und klangreiche Menschen, sowohl französischen als italiänischen Opern, deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben. Unser lyrisches Theater hat sich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geschwungen; wir haben die vorzüglichsten Productionen des französischen lyrischen Drama's auf unsern Bühnen gesehen; die italiänischen Opern sind uns nicht fremd geblieben; deutsche Singstücke, von deutschen Meistern componirt, vergnügen den Geist, erheben das Gemüth seit vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publicums und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs, von Jahr zu Jahr, der unschätzbare Vortheil, daß sie immer singbarer wurde ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöse, patriotische, gesellige, leidenschaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unsere ernste charak-

teristische Musik fand Gelegenheit zu tausendfältiger Anwendung ihrer unerschöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es aussprechen, daß zu allem diesem der gänzlich verschollene Schauspieldirector Marchand den ersten Anlaß gab, indem er das neckische Milchmädchen mit den täppischen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüber brachte, durch ansprechende Musik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten spendete: denn von jener Zeit an läßt sich die Geschichte der deutschen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht gibt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hievon eine gedrängte Uebersicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres thun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eignem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser, die Zeit wird kommen wo der Deutsche wieder fragt, auf welchen Wegen es seinen Vorfahren wohl gelungen die Sprache auf den hohen Grad von Selbstständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen, vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämmtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Muttersprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höheren Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweis't sich öfters geistlos: denn es ist nichts

bequemer als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten

welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt.

Aber.
Gewissermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Fast.
Unmaßgeblich.
Wenigstens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich läugne nicht.
Wahrscheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einsicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einschränkung gesprochen.
Ich werde nicht irren.
Es schwebt mir so vor.

Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte sagen.
Man könnte sagen.
Wie man zu sagen pflegt.
Warum soll ich nicht gestehen.
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weise zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonst.
Ich sage nicht zu viel.
Wie man mir gesagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich ist.
Wie man sich leicht vorstellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu sagen.
Erlauben Sie.
Man verzeihe mir.
Aufrichtig gesprochen.
Ohne Umschweife gesagt.
Geradezu.

Das Kind bei seinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorstehende Sammlung, die sowohl zu scherzhaften als ernsten Betrachtungen Anlaß geben kann, entstand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kräftige entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewissermaßen einen heftigen Krieg machte. Dieß gab Gelegenheit näher zu bedenken, woher diese höflichen, vorbittenden, allen Widerspruch des Hörers und Lesers sogleich beseitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge diese Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt seyn, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demüthigen Phrasen Gebrauch machen sollte.

Urtheilsworte
französischer Kritiker.

Reichliche des Tadels.

A.

abandonnée. arrogance.
absurde. astuce.

B.

B.

bafoué.
bête.
bétise.
bouffissure.
bourgeois.
boursouflure.
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.

cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.

déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.

échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
énorme.
entortillé.
éphémères.
épluché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
faux.

forcé.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbécille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi.

L.

laquais.
léger.
lésine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.
noirceur.
non-soin.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
rédondance.
rétréci.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.

vague.
vide.
vexé.
viellerie.
volumineux.

Karge Zeugnisse des Lobs.

A.

animé.
applaudie.

B.

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

goût.
grace.
gracieux.
grave.

I.

invention.
justesse.

L.

léger.
légèreté.
libre.

N.

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S.

spirituel.

V.

verve.

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten —

Was wir hatten wo ist's hin?
Und was ist denn was wir haben? —
Nun! wir sprechen! Rasch im Fliehen
Haschen wir des Lebens Gaben.

Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er was ihm fremd blieb, wessen er bedarf; und so bezeichnet, unbewußt, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch so ist es mit Nationen, ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuständen gemäß bleiben. Griechische und römische Terminologie dieses Faches besitzen wir, neuere Kritik zu beurtheilen gebe Vorstehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Mensch so auch die Nation ruht auf dem alt-Vorhandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und versteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurtheil am Alterthum und man muß ihm mit Parallel-Stellen aus Horaz beweisen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakspeare's freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben, durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch nette Convenienz ihre Poesie der-

gestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgibt die Nibelungen der Ilias gleich zu stellen.

Die günstige Meinung die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrath Ouwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke: Nonnos von Panopolis, der Dichter; St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: „Die Wiedergeburt der Alterthums-Wissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland statt finden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken, und deßwegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit daß ein Jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am näch-

ſten dem Ideenkreiſe liegt, den er zu betreten im Begriff iſt.“

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geiſtreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beſchränkung eines erkältenden Sprach-Patriotismus weit erhoben, gleich einem Meiſter der Tonkunſt jedesmal **die** Regiſter ſeiner wohlausgeſtatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblickes ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutſchen dieſe zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte ſich dankbar einprägen, und geiſtreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, ſich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Urtheilsworte französischer Kritiker.

Unter dieser Rubrik hatte ich vorstehendes Verzeichniß im dritten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4 Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er thut dieß jedoch mit so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Correspondent des wahren Freisinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Ge-

schichte deutlich machen, wenn ich erzähle wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigensten Leben der Pariser Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots: die Klosterfrau, Jacob der Fatalist u. s. w. nach und nach, in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunst hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer

Productionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimmischen Correspondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sey, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eignen Unterrichts, jene sämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu sondern und alphabetisch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernst, und so blieben sie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmische Correspondenz im öffentlichen Druck erschien, las ich solche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn auf's neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie, geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminösen Werk zu finden seyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im Allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten ist es längst bekannt, daß bei Verbesserung alter Manuscripte manchmal bemerkt wird, daß solche dictirt worden und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu seyn Ursache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beispiele anführen: denn da ich, von jeher an das Dictiren gewöhnt, oft auch ungebildeten, oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten Personen dictirt, so ist mir daraus ein besonderes Uebel zugewachsen. Vorzüglich geschah es, wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände, denen ich nur Zwischenstunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte dictirte, solche aber nicht sogleich durchsehen konnte. Wenn ich sie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, so muß ich die wunderlichsten und unverständlichsten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines solchen Abracadabra zu entziffern, lese ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn, und spreche

das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ergibt.

An den Hörfehlern aber ist der Dictirende gar oft selbst schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften vorgelesen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tick, die Eigennamen der Personen, Länder und Städte undeutlich auszusprechen. Mir schien es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meist so richtig seyn, weil der Dictirende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist so vielen aufmerksamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren

und denken kann. Wer keine Schulstudien hat, kommt in den Fall alle lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Dictiren der Fall vor, daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person, oder eines gewünschten guten Bissens einfügt.

Hör-Fehler.

Anstatt	lies
Beritten	Pyriten.
Schon Hundert	John Hunter.
Daß sie die älteste . . .	das Ideellste.
und Damen	und Ammen.
gnädigst	zunächst.
Lehmgrube	Löwengrube (Daniels).
die sie schätzt	die Sujets.
Küchenseite	Kirchenseite.
Kuchenfreund	Tugendfreund.

Anstatt	lies
Residenz	Evidenz.
sehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit.

geschlungenen	geschwungenen.
Unbildung	Umbildung.
einseitigen Lesern	einsichtigen Lesern.
Mädchen	Mährchen.
leidig	leidlich.
Unform	Uniform.
Lob	Leib.
Zeuge	Junge.
gefürstete	gefürchtete.
Ermüdung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Vermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlhäbig.
Trojanische Säule . . .	Trajanische Säule.

Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge.

Imbuhß (Einbuße) . . .	Impost.
Rückruthen	Recruten.
reine führen	renoviren.
Inspectrum	Inspector.

Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) . . . . Ver—ruf.

Ueber diese Mängel hat niemand mehr Ursache nachzudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren sollen, gar oft stumpfe, nachlässige Correctoren, besonders bei Entfernung des Verfassers vom Druckort, unzählige Fehler stehen lassen, die oft erst am Ende eines zweyten und dritten Bandes angezeigt werden.

Ist man nun bei'm Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönem, prächtigem Druck als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien, Ehre und Freude setzen; so wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel, durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen, entgegenarbeitete. Ein bedeutender

Schritt

Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meisten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherren beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger seyn; die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser, wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen censiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwidern: eben deßhalb weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel

nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherren über diese, sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und über das was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer näheren Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben.

Der Pfingstmontag,

Lustspiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, sagt der Verfasser, spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in feinen Abstufungen, eine besondere National-Charakteristik darbietet." Dabei drängte sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken ge-

worden ist, so kann man doch nicht abläugnen, daß jene, so eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannichfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient und bei welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinsten Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein, mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drey aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung in's Epische, und, damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbei zu leiten. Die Handlung ist

in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, auf's zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin; gar vielem was sie mißbilligt mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend. Lissel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorsam, theilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanicus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünfti-

gen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirath strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Carricatur eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Cultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel ergeben. Rein und schön wie Lissel, an auffallend-würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweyter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; rohste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Bryd, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hiebei ist unsere Hauptabsicht, denen die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene, über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe schilt ihre Tochter Lissel sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein spazieren. Kaum ist Lissel von ihnen befreit, so erklärt sich daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen holder, tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu seyn und nicht in einer unglücklichen Pension an der lothringer Gränze, wo sie weder deutsch noch französisch gelernt. Christinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Lissel vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte schwülstige Rede bleibt dem guten Mädchen un-

verständlich, sie legen sich's gar wunderlich aus. Eben so versteht er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Lissel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben und droht sie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf, sie quälen Lisseln mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls ablehnt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Lissel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß sie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freundin aber behauptet, es sey der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein und es ergibt sich, daß sie auf Reinholden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List erst von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert sich befremdet, und sie sagt ihnen keck und kühn in's Gesicht der Gegenstand sey Lissel. Reinhold,

über den Verrath seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach, Christinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt sey, jetzt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Lissel zu verheirathen wünschten, erst durch Vorsprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht seyn.

Zweyter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge haushälterische Knauserey zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antastlich zu scharmiren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd schickt sich an ihn wieder herzustellen, und im Gespräch wird verplaudert, daß Lissel den Reinhold heirathen werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt sich an als liebend und leidend. Nie ist

eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröstet sie im Allgemeinen und räth ihr die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Recepten freigebig; noch freigebiger mit Katzengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, vorgibt: es sey der Tochter eine geliebte Katze gestorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Lissels Heirath kommt zur Sprache, Gläßler und Christinel treten auf, jener ist herzlich und heftig verliebt in Klärl und erhebt ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gäb' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt und deßhalb von Gläßlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, doppelt aber als Klärl und Christinel eintreten und er umständlich erzählt wie ihn die Mädchen mystificirt. Gläßlers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakonisch unschätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar solche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sey. Gläßlers Colmarischer Patriotismus äußert sich eben so derb und

tüchtig wie seine Liebe; er fragt: ob sie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gläßlern nach Colmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einladt, überall herumzukutschiren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Klärl nur lakonisch und begibt sich, ein Uebelseyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gläßlern: daß ihre Tochter sich um Wolfgang gräme. Gläßler antwortet: es sey ihm ganz recht: denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler allein, drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört, Klärl sey krank, fragt er leidenschaftlich: warum man Wolfgang nicht hole? Dabei ergibt sich, daß dieser nicht untreu sey und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müsse. Der Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei Frau Rosinen, daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durch's Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wuth sich schreibe! Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserey hat keine Gränzen, sie droht ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft geschildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Lissel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen eilen sie

zu sehen ob der Abendtisch gut gedeckt und bestellt sey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Bei'm Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen sie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht in's Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück hier zu heirathen, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entschiedene Leidenschaft Klärchens zu seinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber schildern und loben ihre Mädchen wechselseitig, und begeben sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das schlimmste mitspielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorsatz Reinholden, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Licentiat tritt auf, und da er seine Absichten auf Lissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrüh's Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, sie glauben dem Gerücht, daß Rein=

hold ein Schelm sey und beschließen, daß beide Familien sich vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist. (Starkhans Wohnung.) Er und Lissel kommen. Der Vater gibt ihr scherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme? Nachdem er sie lange hingehalten lös't er endlich das Räthsel und sagt: es sey ein Mann! Lissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiters gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt, auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang gemeint sey. Von diesem will Lissel ein für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans tritt in den Lärm herein, und da er etwas zu tief in's Glas geguckt, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler, Christinel und Bryd. Er ist denen von Bärbeln angestellten Aufpassern in die Hände gerathen, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären: daß Wolfgang in eine Heirath mit Lissel nicht einstimme, und da im Verlauf des Gesprächs das Vermögen beider Familien in die

Rede kommt, entzweyen sich die Väter auf's heftigste; sodann machen es die beiden Mütter nicht besser, und Frau Rosine zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden wird klar. (Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistrats-Person ihrem Wolfgang sowohl als seiner Geliebten, durch Lob und Theilnahme bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erstenmal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze aber höchst liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Gläßlers und Christinels durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Gläßler und dessen Geliebte haben sich um ihn, bei dem Unfall von gestern Abend, sehr verdient gemacht, er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heirathen abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dorthe treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld entbunden, der Steckbrief galt

einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser Senator von Bremen und Doctor Juris hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinholds um Lissel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert singt er ein sehnsüchtiges Lied in hochdeutscher Sprache; Wolfgang preis't gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit; Starkhans feiert, im Elsasser Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die in ungeschicktem Buchstabiren sich verwirrend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Annamey. Heiter aufgeregt durch so viel Anmuthiges gibt Mehlbrüh

end=

endlich seine Einwilligung in die Heirath Gläßlers und Christinels; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister, als Brautführer, an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumensträußen entgegen und so ist Pfingstmontag, der Starkhansischen Eheleute silberne Hochzeit, und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichsten Motive sprechen, und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst bemerklich machen, daß dem Verfasser eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe. Er überschreibt sein Stück: der Pfingstmontag und beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische, die vier ersten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erst, als Entwicklung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte, und vom fünften Auftritte des letzten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfasser hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrscheinlich um den Freunden der

drey Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Cäsur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sey. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektskreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, so wie directes, redliches Lob, directe, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lust-Häuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hause in's andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutsche Büchersprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist; Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lissel ist das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht, und bei'm Ausdruck der edelsten Gefühle den Elsasser Dialekt nicht verläugnend, be-

günstigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben so zeichnen sich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereyen befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlbrüh, beschränkt und affectirt, gibt die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft auf's deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; deßwegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemein-Tägliche darthut, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Naturmenschen zu finden und nach-

zubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Lissels Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärls Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes; die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Lissels, Seite 132: diß macht merr nix, do geh i mit! stehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten: qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unsere, vielleicht durch Erinnerung, bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit, so fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg, dreyhundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freie, freche, unbändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brand und Geiler von Keisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren,

lästern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht heraus kann, sein beschränkter Zustand aufgemutzt, seine Liebhaberey, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und so wär' es denn, nach wie vor, das alte Narrenschiff, die Narrendiligence, die ewig hin- und wiederfährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Gestellten, ohne besser oder anders zu seyn, sich nur mehr zusammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten aufschließen, sondern, indem sie sich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vortheil so gut als möglich besorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein jeder von seiner Seite glaubt bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen selbst in den Rockfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher ist dieses Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beschäftigen, um zu seiner künftigen

Verbreitung das Unsrige beizutragen. Schon aus dem was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen, daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichsten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberschauen eines Zustandes den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dieß alles war nöthig um eine solche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Ausführung und Vollendung sey, davon kann der wohl das beste Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunst sich beflissen; und so sagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeschaltetes Flickwort zu finden sey.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicher Weise war es zu jener Zeit, seinen Haupttheilen nach, schon fertig; worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt sich zu nennen, am besten belehren kann. Es ward 1816 zum Besten der Armen der, in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres, bei Straßburg abgebrannten Dörfer, so wie der Straßburger Armen-Arbeitsschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutschen Lesewelt, da es ohnehin als ein versiegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer

zweyten Ausgabe schreiten, so würde dabei folgendes zu beobachten räthlich seyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unserer Anleitung, sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schlusse alphabetisch wiederbringen, so würden die Paar Blätter auch wohl angewendet seyn.

Durch alles das was wir vorgetragen, glauben wir zuerst diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Basel bis Mainz, dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen, und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Inwiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Nieder-Deutschland hausenden Literaturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten; wenigstens haben ihm He-

bels allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfasser des Pfingstmontags ist Herr Arnold, Professor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines älteren Zustandes, der später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig sind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigenthums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist; die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstücklung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Cultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort

tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden. Zugleich ist eine gewisse Besonnenheit dort zu Hause, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List und Gewalt sich am besten vertheidigen läßt. Unsere Entwicklung des Pfingstmontags ist in Straßburg abgedruckt und also schon der ersten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unser überrheinisches Lust- und Sitten-Spiel eine freundlichste Aufnahme, man verstand es leicht und vergnügte sich an Sprach- und Stamm-Verwandtschaft: denn hier glaubte man das lebendigste Zeugniß zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutschland machen sich Gesellschaften gebildeter Personen, obgleich mit einiger Mühe, das Geschäft, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längst gern und schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig-möglichen, geistigen Sprachverbindung der Deutschen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß: die Deutschen sollten ihre ver-

schiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die seltsamste Sprachmengerey! zu Verderbniß des guten sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisiren will?

Alle Sprachverschiedenheit ruht auf der Mannichfaltigkeit der Organe, und diese hängen wieder von mannichfaltiger Totalität menschlicher Organisation ab, die sich weder im Einzelnen noch im Ganzen verläugnen kann; sodann entscheiden Jugendeindrücke, Zusammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denk-Werkzeuge. Lassen wir also gesondert was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber dasjenige was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander steht, ohne den Charakter des Einzelnen zu schwächen, in Geist und Liebe.

Die heiligen drey Könige.

Manuscript, lateinisch,

aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung ist an einen Bischof und sein Capitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drey Könige seyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient sey noch manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberliefern, sich daselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles nun sey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier aufmerksam; diese stellen auf dem höchsten Berge Vaus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger

Einbruch geschähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen. Ein Held solle geboren werden die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute sich Jung und Alt, da sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Anstalt auf dem Berge Baus astronomisch und bedeutend, tüchtige Männer werden besoldet die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die beste Gelegenheit hatten, indem, bei der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten, unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Baus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blühte, Fürsten, Freiherren und Edelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige

aller Nationen zusammenflossen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Vaus reis't nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit. Unter andern eine goldne mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß wie er den drey Königen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen drey Könige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco in's Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und anderen Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denselben durch Patriarchen und Propheten; inzwischen freilich die Astronomen des Berges Vaus ihre Beob=

achtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erbarmt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint; ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt sie kümmerlich auf; zum anmuthigsten beschrieben; Christus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern ist aufgegangen und über dem Berge Vaus unbeweglich stehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja sie überleuchtend mit wundersam beweglichen, bald da bald dorthin schießenden Strahlen und von andern seltsamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drey weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Nubien u. s. w., wie seine Reiche beschrieben werden. Balthaser, König der zweyten Indien, von Godolien und Saba und wie seine Reiche sämmtlich aufgezählt sind. Caspar, König der dritten Indien, Herr von Tarsus und der großen Insel Egryscullа, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf sonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus; ohne Speis' und Trank kommen sie und die Ihrigen in dreyzehn Tagen nach

Judäa. Melchior und Balthaser und auch endlich Caspar gelangen, jeder von seiner Seite, an den Calvarienberg; ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf, sie finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bei Jerusalem halten sie für räthlich bei'm König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren seyn. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zusammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke bedeutet, durch die Könige, die Erstlinge der Heiden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Aermsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen und diese werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich auf's prächtigste, der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazar-ähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehn, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des

Sterns

Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beschreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geschenke. Melchior Gold, Balthaser Weihrauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen bei'm Absteigen sogleich in die Hand fielen: denn auf Kamelen und Dromedaren führen sie gränzenlose Schätze mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrscher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen seiner Allherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläs't ihn an und er zerstiebt in die Luft.

Die Audienz ist geendigt und die frommen, bisher strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen zum erstenmal. Sie werden im Traum von der Rückreise zu Herodes abgemahnt, sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur dreyzehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf der Rückreise brauchten sie zwey Jahre,

damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demselben dem Christkind eine Capelle, bestimmen dabei ihre Gräber und vertheilen sich nach den drey Reichen.

Indessen, gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste, begibt sich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die, in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen, indischen Schätze wieder zur Sprache; werden aber, durch eine kluge Wendung des Erzählers, so in's Enge gezogen, daß sie in dem Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei mahlerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Aegypten gibt Gelegenheit zu anmuthigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt; umständlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen drey Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu.

Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Sculla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drey Könige zu Erzbischöfen. Weil sie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt; mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen.

(Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt.) Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthaser, dann Caspar und werden mit den höchsten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die christliche Lehre, Ketzereyen mischen sich ein, das Heidenthum stellt sich her, die ehrwürdigsten Localitäten werden vernachlässigt, besudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Constantins Mutter, den heilig-classischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen- und Kloster-Gebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet, und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drey Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im

Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach, denn selbst die ketzerischen Christen müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drey Könige: als, Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Juder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Cophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuscript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem Klein-Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniirt; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fan-

gen mit einem großen rothen Buchstaben an, innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben zu einiger Unterscheidung, von oben herunter, roth durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuscript im Ganzen wohl zu lesen sey, übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Dinte, hie und da, corrigirt, unleserliche Randschrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen historischen Vorfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreyzehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Priester Johannes Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn gegenwärtiges auch eine spätere Copie seyn sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sey.

Der Bischof an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Vulkannen, Bischof der Münster-Kirche. Ob dieß nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieser, zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden? wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sey ergibt sich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „o glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geschichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes, mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem, bis zur letz-

ten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte sich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umständlichst erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla, noch mit den Actis Sanctorum zusammen; alles ist neu und frisch und läuft, wie der Auszug beweist, geschwätzig hinter einander weg; wobei sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugsamen Spielraum läßt, sich das Unwahrscheinliche, Unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Rhapsode darf kühnlich vorschreiten; bei einer prosaischen Behandlung jedoch, wo man unternimmt gegebene lakonische Ueberlieferungen ausführlich auszuspinnen, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis in's Einzelne durchgeführten Fabel manche Widersprüche hie und da hervortreten und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weise gelten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Mährchen ergötzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich so

manchem andern, wie sehr von Palästina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten seltsam verunstaltete.

In diesem Sinne vermuthet ein geistreicher Freund, der Berg Vaus solle der Berg Kaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeint seyn. Das Himalaja-Gebirge war durch Tradition wohl schon bekannt genug. Unter der Insel Egryscula müßte, da der heilige Thomas darauf begraben seyn soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt Scula, am Fuße des Berges Vaus, wäre sodann die zweyte Hälfte des ganzen Landes-Namens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles), im Jahre 1268, wodurch die ketzerischen Nestorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kaliphen, und wie die Nestorianer endlich den Priester Johann gegen die Tartaren anrufen, so wie manches Andere, schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bevorworten, daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berg- und Thal-Weiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wohl gemeint seyn mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Riegeln und Schlössern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürsten es gelingt sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderstehlich ist, gelungen seyn soll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung solcher Männer seyn, die in der Uebereinstimmung mehrerer Traditionen den Zusammenhang der Völker und Zeiten aufsuchen und gegen einander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein näher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das was hier von Ketzern umständlich erzählt ist mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

In's Deutsche übersetzt schlösse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungs-

kraft anmuthig geboten wird. Und so sind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebst und mit heiterem Pinsel ausgemahlt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen sich auf Gemählde wie auf Documente beziehen. So sey z. B. der Stern nicht ein allseitig funkelnder, wie die gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Mahler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meinung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sey, so fällt es in die Zeiten des Dom-Bildes, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei allem diesem jedoch entsteht die Vorfrage: ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuscript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genuzt, oder gar gedruckt sey?

Die heiligen drey Könige noch einmal.

Da uns diese frommen Erstgebornen aus den Heiden neuerlich, durch die trefflichen Arbeiten der ältern niederländischen Schule, immer lieber und werther geworden, so hegten wir den Wunsch Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren, und vielleicht eine Uebersetzung desselben, in einem jener Zeit gemäßen Styl bearbeitet zu sehen. Wie denn nun immer eins auf's andere führt, so that sich unter den Heidelberger Manuscripten eine Uebersetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreicht, und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszusöhnen, hat er die Legende der drey Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt, und sie als einleitenden Auszug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt, in einem Tone dem Alterthum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene lies't sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich-prosaisch und zugleich unwahrscheinlich-mährchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, cyklischen Dichtern und andern Spätlingen eigen seyn mag, so kommt doch gar manches vor was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger Vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Thieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten gibt, der Art, daß er entweder selbst muß dort gewesen seyn, oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforscht haben. Dieses alles zu sondern, die Congruenz mit schon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit seyn für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeit-Kenntniß.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich, bei nähe-

rer Untersuchung, Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hessen-Cassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und Versen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwischen Königen und Fürsten. Im Jahr 1366 reis'te er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in seinem Stammkloster zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Herzogen von Braunschweig, und starb 1375 in genanntem Kloster, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie seine in Caspar Münster's Saxonia mitgetheilte Grabschrift beurkundet.

Höchst merkwürdig ist jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville, von seinen Reisen zurückkommend, in Rom einkehrte, sich auch daselbst befand, wodurch die Uebereinstimmung mit jenem bedeutenden Reisenden nur desto erklärlicher wird.

Das Niebelungenlied

übersetzt von Carl Simrock.

2 Theile. Berlin 1827.

Kurze Literargeschichte.

Zuerst durch Bodmer bekannt, späterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Interesse.

Mehrfaches Umschreiben und Behandeln.

Historische Bemühungen deßhalb.

Untersuchungen wer der Autor.

Welche Zeit.

Verschiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Ueberschätzung,

Entschuldigung letzterer, Nothwendigkeit sogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

Unterliegt immerfort neuen Ansichten und Beurtheilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Riesenmäßig.

Aus dem höchsten Norden.

Behandlung wie sie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig sehr neu.

Daher die Disparaten die erschienen, wovon wir uns Rechenschaft zu geben haben.

Die Motive durchaus sind grundheidnisch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen.

Der christliche Cultus ohne den mindesten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche um Händel anzufangen.

Alles ist derb und tüchtig von Hause aus.

Dabei von der gröbsten Rohheit und Härte.

Die anmuthigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig.

In Absicht auf Localität große Düsternheit.

Und es läßt sich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des ersten Theiles innerhalb der Gränzen von Worms, Xanten und Ostfriesland setzen dürfte.

Die beiden Theile unterscheiden sich von einander.

Der erste hat mehr Prunk.

Der zweyte mehr Kraft.

Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation.

Und zwar deßwegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt, und um sie zu befriedigen uns zu einem Urtheil auffordert.

Jederman sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutschen ein solcher Vortheil werde, ist die vorliegende Behandlung höchst willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert seine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter ist so nah als möglich Zeile vor Zeile bei'm Original geblieben.

Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemählde genommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen.

Wir wünschen diesem Werke viele Leser; der Bearbeiter, indem er einer zweyten Auflage entgegen sieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß sie, ohne dem Ganzen zu schaden, noch etwas mehr in's Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weiteren, indem wir uns auf das oben Gesagte beziehen. Dieß Werk ist nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines Jeden Anspruch zu machen und deßhalb an Einbildungskraft die der Reproduction fähig ist, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, so wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.

Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst auf's Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören.

Nach unsrer oft geäußerten Meinung deßhalb, behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse.

Auch den Niebelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam seyn, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig sind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme.

Es

Es müßte, nach unsrer Meinung, gerade nicht das Ganze seyn; wir würden das acht und zwanzigste Abenteuer und die nächstfolgenden vorschlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unsern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Versuch zu wagen und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geschieht, ihren Eifer um die Wette beweisen.

---

v. Knebel's

Uebersetzung des Lucrez.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um so mehr einen guten Empfang wünsche, als ich seit geraumer Zeit dieser unverdrossenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und so gereichten die Studien eines Freundes, sich mit einem so wichtigen Rest des Alterthums zu verständigen, eigenem Verständniß zu großem Vortheil. Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man sich, siebzig bis achtzig Jahre vor unserer Aera, in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom versetze, sich vergegenwärtige, wie es daselbst in bürgerlichen, kriegerischen, religiosen und ästhetischen Zuständen ausgesehen. Den ächten Dichter wird niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt.

Man darf wohl sagen, daß Lucrez in die Epoche kam und sie selbst mit bildete, wo die römische Dicht=

kunst den hohen Styl erreicht hatte. Die alte tüchtige, barsche Rohheit war gemildert, weitere Weltumsicht, praktisch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben sich handeln sah, hatten die römische Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernst sich mit Anmuth, wo starke, gewaltige Aeußerungen sich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte sich im Fortgang das Zeitalter Augusts, wo die feinere Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchte, und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darstellte. In der Folgezeit war an eine Vermittlung nicht mehr zu denken; Tyranney trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in sich selbst zurück; daher ich denn gar gern diesem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Persius endige, der in Sibyllinische Sprüche den bittersten Unmuth verhüllend seine Verzweiflung in düstern Hexametern ausspricht.

Wie viel freier bewegt sich noch Lucrez; zwar auch er ist bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern, er entfernt sich vom Weltschauplatz, beklagt des werthesten Freundes Abwesenheit und tröstet sich durch Mittheilung des höchsten Bestrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürf-

niß die größten Vortheile; aber wenn man von günstigen Göttern, durch Vögelflug und Eingeweidegestalt, treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen schien, so waren diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orcus den olympischen Aether, und die stygische Gorgone löschte die sämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüther mehr und mehr bemüht drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht sich demüthig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unseligen Leben auf Erden, immer wünschenswerther erschien; wer aber gab sodann Bürgschaft daß es nicht eben so schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald hernach das Christenthum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als der wünschenswertheste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die

Furcht los zu werden; doch hiebei war, wenn man auch mit sich selbst übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer der immer wieder hören muß was er längst beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen das sich von Ungeduld zur Wuth steigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieses gewaltige Schelten habe ich jedoch immer beinahe komisch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnantesten Augenblick der Schlacht, da seine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegen zu gehen stockten, verdrießlich ausrief: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben! So nahe gränzt das Ungeheure an's Lächerliche.

So viel sey dießmal über ein Werk gesagt, das allgemeine Aufmerksamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit besonders erregen muß.

Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez, ja man kann es nicht einmal und wenn man wollte; aber man sollte erfahren wie man sechs bis acht Decennien vor unserer Aera gedacht hat: als Prologus der christlichen Kirchengeschichte ist dieses Document höchst merkwürdig.

Auf einen so wichtigen Gegenstand nun sey mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenschaft darzustellen wünschte, als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter. Die-

sen alten Vorsatz auszuführen erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Uebersetzung, sie macht es allein möglich. Denn wir sehen sie durchaus würdig mit edler Freiheit vorschreiten, sich selbst klar unser Verständniß aufschließen, auch wenn von den abstrusesten Problemen gehandelt wird. Gracios und anmuthig lockt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, commentirt ohne Umschreibung, und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dieß alles in der Folge umständlich nachzuweisen seyn wird.

Zeugniß.

Exuberantis quam Sapientiae
Hic cerno fontem! Qualia pectoris
Hic signa perdocti refulgent!
Quanta gravi canit ore vates.

Sublimioris carmina judici!
Praeceps ut altis Rhenus ab Alpibus
Sic fertur, et secum ruenti
Attonitas rapit amne mentes.

Saepe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, queis validus fluit.
Et mentis et linguae carebam
Res Superas meditatus usu.

Hic invidendo nectare mens tumet,
Cui nec Falernam praetulerit notam
Dapesque Divorum, et ferentem
Mille novas Amathunta flammas.

Subnixa nugis somnia vilibus
Valere jussit, ludicra, turpia,
Quae mollius mulcent amantes
Eloquii, sed inanis, aures:

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, provida quae suis
Natura demersit tenebris,
Ausoniae reseravit urbi.

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam melleo vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis.

Audita quae non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, praetervectus omnes,
Quotquot erant, quot eruntque, vates.

Ut vel disertae fons opulentiae
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum aestimarit
Ingenio, sed et arte summum.

Illi, Pelasgis nobile par virûm
Reversi ab oris, mox sapientiam
Rumore vix notam volucri
Belligero Latio intulere.

Marcus, solutae flumine copiae,
Carus, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes, et Urbi
Tradidit, ingeniosiores.

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, aemulatus
Melliflui volucres Hymetti.

Nec prisca tantum saecula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

Gabriele

von

Johanna Schopenhauer.

Ich las die drey Bände dieses mir längst vortheilhaft genannten Romans, mit der größten Gemüthsruhe, zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blauesten Himmel, in reinster leichtester Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen Erzeugnisses mitbringen sollte. Was ich darüber auf einsamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, lasse ich hier, ohne künstliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreisung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angesehen seyn, der allgemeine Beifall hat uns hierin schon vorgegriffen.

Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse

sehr anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben seyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epische, halbepische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit, durch den Mann, bei überwiegenden Leiden, durch die Frau vorgestellt wird. Dießmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugetheilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervorthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes ethisch Allgemeine verkörpert sich nun im Contrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannichfaltigt soll es seyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und weset in der vornehmeren ausgebildeten Welt, die handelnden Personen sind sämmtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des frei-

sten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reisen in's Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter: ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne? Dabei kam Folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das gränzenlose Streben was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft; für die dann bei unübersteiglichen Hindernissen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigenthümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen, sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch, im Gang der Ereignisse, das natürlich Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft, bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteysinn, bösem Willen, Neckerey, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Princip, kein verhaßter Charakter, das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in seiner Erscheinung, in seinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt.

Vom alten schroffen, durch Eigensinn und Wahn, zuletzt der Verrücktheit nahen Vater, bis zur jüngsten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als frische Versucherin auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragische Katastrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, seiner eigenthümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Gracioso in

dieser Tragödie und steht den thätigsten des Calderon nicht nach.

Eine gewisse Kränklichkeit gibt man der Hauptfigur als ihrer Individualität angehörig gerne zu, ja man fordert sie. Die schwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte. Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet; sie leiden nur an der Seele, nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Aphoristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannichfaltigkeit des Herkommens der Personen, und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

Sitten und Arten der neusten Welt sind das durchwaltende Costume; sogar wird die neuste, zarteste, wirksamste Giftart eingeführt.

Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Uebergang in's wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rationell an's Wirkliche.

Das Problematische, an's Unwahrscheinliche gränzend, bevorwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt.

Und so sey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgesprochen.

Marienbad, Ende Junius 1822.

Olfried und Lisena.

Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen, von August Hagen.

Königsberg 1820.

Als mir dieß Büchlein in die Hände kam, schlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte, und las die sechs Stanzen der beiden Seiten; diese zogen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward vom Anfange anzufangen. Und so habe ich es denn auch, in ruhigen guten Stunden, fort- und durchgelesen, welches etwas heißen will; denn, in zehn Gesänge getheilt, enthält es über sechzehnhundert Stanzen.'

Ich aber, gerade in diesem Augenblicke, weder zu irgend einer auslangenden Darstellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, ersuche die genannten und ungenannten, trefflichen Freunde, die uns, in kritischen Zeitschriften, über ästhetischen Gewinn

und Verlust gar löblich aufklären, diesem Werk ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mir den Traum zu deuten warum es mir so wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweis't eine hohe sittlich-ästhetische Cultur, wenn in jungen Jahren ein entschiedenes Talent auch sogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenständen völlig gewachsen erscheint die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann (denn als einen solchen gibt und offenbart er sich) eine Fabel wie diese concipirend, sie in sich auszubilden und, bei der fleißigsten Behandlung des Einzelnen, sich immer so ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieser Ausführung aber weiß ich nicht was ich mehr bewundern soll, den klar-tiefen Eindruck in die menschlichen Gefühle, Gesinnungen, Zustände und Verhältnisse, oder die Heiterkeit sich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünschen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner gewesen, dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir seine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt sehen, er gewinnt die mannichfaltigsten Luft-, Wasser- und Erd-Erscheinungen und dann hängt es von ihm ab uns, natürlich-feenhaft, bald auf dürren Sandwüsten auszusetzen, bald in Fischer-

hüt-

hütten, deren Gewerb mit Garten- und Obst-Bau verbunden ist, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab palastreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthisiren.

Doch wir gehen zu weit, und dürften auf diesem Wege die Absicht uns nicht einzulassen ehe wir's uns versehen überschreiten.

Betrachten wir genau, so ist es vielleicht die jugendliche Anschauung des Meeres die dem Engländer, dem Spanier so große Vorzüge über den mittelländischen Dichter gibt. Kenner, welchen unsere neuere deutsche Literatur gegenwärtiger ist als mir, werden bemerken wer, von dieser Seite, mit unserm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund den ich gern über mich und andere reden höre, ertheilt mir, auf Ersuchen, folgenden Bescheid.

„Olfried und Lisena, von August Hagen, habe sogleich zu lesen angefangen, und den ersten Gesang vollendet. Hiernach zu urtheilen scheint der junge Dichter sehr glücklich die Aufgabe gelös't zu haben, wie das Mährchenhafte, Abenteuerliche, Seltsame, auf eine erfreuliche Weise mit bekannter, gewohnter menschlicher Sinnesart in Verbindung zu setzen sey. Alles deutet auf ein heiteres, reines und sehr sanftes Naturell, mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die grie-

chischen Ueberschriften wollen wohl sagen, daß der Dichter seinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Interesse werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen suchen, um Ihrer Anfrage möglichst genug zu thun."

„Olfried und Lisena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Lesen von diesem Product jetzt ungefähr sagen könnte wäre dieses: es ist kein Homerisches Epos, wiewohl die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter statt findet. Hier ist vielmehr ein geistiger, sittlicher Anakreon, dem Homers Fülle und Breite einmal zugesagt hat, in aller Vollständigkeit und Ausführlichkeit geneigt von sich zu geben, was im kleinen, harmlosen Gedicht und Lied unschuldig-anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweise, die mehr auf die Gesinnung, als auf kräftigen sichtbaren Ausdruck nach Art der Alten alles bezieht, verläugnet sich nirgends. Daher denn die innerste Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeugt. Ja diese letztere ist ganz auf die Nebenpartien und Außerwesentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Episoden und Einflechtungen von griechisch-Mythischem ziele, bin ich weit entfernt hiermit einen Fehler auszusprechen, vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden

eingesteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag die doch nun einmal besteht. Dürfen wir uns deßhalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Mährchen geboten wird? und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung sich einander entgegen zu setzen sich gezwungen sieht? Auch hier also fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daseyenden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert sich ganz nach neueer Dichtweise."

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene so unmittelbar in Verbindung mit seinem Oertlichen, Klimatischen, ja mit seiner persönlichen, individuellen Gesinnung bringt, muß ihm als eine höchst glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil sich zu nähern. Und vielleicht ist hier der Punkt, wo die ganze Production mir am heitersten, reinsten und lobenswürdigsten erscheint. Denn geben wir jene frauenhafte Gesinnung einmal zu, so muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichnissen und Schilderungen, die alle dem Landstrich, der Meeresküste, der Vegetation entnommen sind, höchst überraschend seyn, indem wir diese wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden sehen, das eigentlich jenseits und über dem Wirklichen steht. Ueberhaupt dürfte man fragen: ob das Gedicht im Sinne unserer neuern

Romantiker romantisch zu nennen sey? Es ist zwar im reinsten und zartesten Sinne von Sehnsucht, welche die höchsten, sogar überirdischen Regionen berührt, gedichtet; indessen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das, nicht zu Ungunst, sondern zum Vortheil des viel schwächern Erdenwesens sich wirksam erweis't. Und so ist eigentlich jene Kluft gefüllt, die unsere gemeinen Romantiker zwischen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen sich bestreben."

C. Sch.

Olfried und Lisena noch einmal.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen dasselbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Gesinnung sich unangefochten erhalten hat: so möchten wir dem Dichter gern etwas zu Liebe thun, etwas aussprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszusetzen sey, darüber werden ihn unsere landsmännischen Kritiker gar umständlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heil-

sam finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle sich aus der Geschichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickelt ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle solches ausführlich und umständlich; die Eigenthümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu fröhlichen Theilen; je kürzer er sich faßt, desto willkommener wird er seyn und gewiß am besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmuthigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüstlich; vergreift er sich auch einmal, so ist für seine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hiebei Wielands kleiner Erzählungen, von welchem gar manche, als wohlgeschliffene Edelsteine, in der Krone deutscher Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.

Deutscher Naturdichter.

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neun und dreyßig Jahre alt, und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen: immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lecture.

Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzu-

lesen; welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu Hause ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnsteins selten getrübt; er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Muth, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem aus-

gebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden seyn können.

Ueber solche Talente sagten wir schon an einem andern Orte Folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren, man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Production, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt."

Von unserm Fürnstein kann man noch hinzufügen: alle seine Productionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder in's Gewöhnliche zurückweisen solle und dazu erschien mir nichts Wünschenswertheres, dem Individuum Zusagendes, den Charakter der Nation Ehrendes als Gewerbs- und Handwerks-Lieder.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrichs des Achten und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert; ein unübersehbarer Garten in der Nähe, ein weit verbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er thätig beginnt und alles was zu thun ist, eins nach dem andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt, und diese Reben den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter sonnigem günstigem Himmel, und wird von einem Jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedichte die aufsteigenden nennen, sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin.

G.

Der Ausdruck Naturdichter, wie sehr er auch zu den leicht beholfenen Zusammensetzungen unserer

Sprache gehören mag, in denen man sich auf's halbe Wort zu verstehen geneigt und gewöhnt ist, spricht doch deutlich genug das worauf es ankommt aus: den Gegensatz eines Ursprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und gibt dabei zugleich eine gewisse Bewunderung und Freude, wie man sie an allem Ursprünglichen, Reinen und Intacten zu haben pflegt, mit zu erkennen.

Ein natürliches Vermögen also, und ein ihm gegenüber, nicht entgegen stehendes Bewußtseyn, das wir auch wohl Theorie, Kunst, Regeln u. s. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erste wesentliche Bestandtheil, als der Gehalt; aber zugleich die An- und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunstgesetz beseitigt.

So begabte Individuen sind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezug und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menschheit, sind nicht zu allen Zeiten dieselben.

In dem ersten Beginnen des gesellschaftlichen Zustandes, unter Nationen die sich zu bilden anfangen, sind solche Talente als diejenigen anzusehen, durch welche alles Wissen und Denken, Sage und Mythus, Geschichte und Philosophie eines Volkes, Gestaltung und Einkleidung erhalten hat; aus denen die ersten gefeierten Barden und Sänger hervorgegangen sind, welche

nur als die Blüthen und Gipfel dieser ersten Naturpflanzen angesehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, gesteigerten Cultur, wo Muster und Vorbilder, und davon abstrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden sind, welche auch die schwächsten Anlagen zu steigern, wenn auch nicht zu ersetzen vermögen, kann man dergleichen ursprüngliche Talente, als sich selbst überlassen, kaum nur in den untersten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volksclassen voraussetzen.

Denn in einer jeden höheren bemächtigt sich die Doctrin einer solchen Anlage dergestalt, daß sie dadurch sich entweder in einen alles versuchenden Dilettantismus verwandelt, oder, wenn sie wirklich urkräftig und nachhaltig ist, nur durch ein ernstes Studium in eine besonnene, kraft- und zweckbewußte Kunstfertigkeit ausbildet.

Wird nun aber ein solches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den untersten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Classe angetroffen, so befindet es sich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behält es seinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm seine Entstehung verdankt, ohne jemals sein Verdienst namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm in Berührung und Umgang mit den Höheren und Gebildeteren

zu kommen, und sich von deren Wissen und Können Manches rhapsodistisch anzueignen, und so als eine Art von Vermittler zwischen jenen und seiner Classe aufzutreten, indem es die Unteren und seines Gleichen zu sich heranwirkt, den Höheren aber Aufmerksamkeit abnöthigt, und durch die Manierlichkeit seines Auftretens sie anlockt sich mit ihm einzulassen und des Eintritts in ihre Kreise würdig zu halten.

Ist bei einem Talent des ersten Falles von Urtheil und Geschmack nicht die Rede, sondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweise charakterisirt, so kann bei einem Talent des letztern Falles sogar eine Ungleichheit, ein Zwiespalt sich ergeben, der aus der Vermischung von Edlem und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entsteht, und den Genuß an seinen Productionen stört, indem unvergohrene Elemente verschiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verschmelzen im Stande gewesen.

Und diese widerwärtige Erscheinung mag nun freilich oft genug eintreten; wenigstens erklärt sich uns in solcher Voraussetzung am leichtesten der Umstand, daß so manchen der Gebildeten eine Art von Apprehension gegen diese halbwüchsigen Naturerzeugnisse auf dem Boden der Cultur und Kunst anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Producte

kennen zu lernen und seiner Aufmerksamkeit werth zu achten.

Eine solche Besorgniß, ein so ungünstiges Vorurtheil wird nun glücklicher Weise durch unsern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeste mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein sich gleichbleibender Gehalt, in entsprechender reiner Form, und angemessenem, richtigem und zierlichem Ausdruck sich darstellt; und zwar in einem solchen Grade, daß wohl hier und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Gesetzen des Rhythmus und der Prosodie, jedoch nicht mehr als selbst bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verstöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes, und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigten, anzutreffen seyn möchten.

Wie mannichfaltig der Kreis seiner Gegenstände, und welcher Abwechslung von Gefühl, und dem gemäßer Behandlung er fähig ist, davon mögen folgende drey in Ton und Inhalt ganz verschiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen.

R.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder;
Seht schon grünt das Wiesenland,
Und das Haar der Wälder;
Weste wehen sanft und lau:
Auf! beginnt den Hopfenbau. —

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weise,
Und die Keime pflückt dabei
Euch zur Leckerspeise;
Schneidet was veraltet ist,
Daß er frisch und kräftig sprießt.

Gebt dann Fichtenstangen hin,
Daß die schlanken Reben
Rankend um dieselben ziehn
Und empor sich heben;
So zum Stärkern wird gesellt
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn sich Unkraut mehrt,
Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen stört
Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laster Samen streut.

Wenn die Reben unser Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendsonnenstrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dieß Gewand
Unsre Fluren schmücken,
Weil wir mit geschäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben sie
Reichen Lohn für unsre Müh!

Wo die heißre Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menschliche Verstand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preise unsre Reben,
Die alljährlich — wie ihr wißt —
Uns den Hopfen geben;
Weil nur dessen würz'ge Kraft
Geist und Dauer ihm verschafft.

Drum Bewohner Falkenau's,
Brave Flurgenossen!
Pfleget eures Hopfenbaus
Ferner unverdrossen;
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht scheun,
Wohlstand bringt uns sein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.

Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die spendende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbst sie der Gaben entleerte,
Trägt sie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! — wie weise
Deckt er die Erde mit starrender Haft;
Wisset, er gibt ihr, beschützt von dem Eise,
Ferner zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrscht nun ein heiliges Schweigen,
Stumm sind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knospenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes sie seyn.
Laßt die Erschöpfte nun ruhen und schlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neues Vergnügen zu schaffen,
Macht zur krystallenen Bahn sie den Fluß.

Leicht und behende schlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unseren Hütten,
Setzen wir kosend uns um den Kamin. —
Hören wir heulende Nordwinde sausen
Um unsere Hütte so schneidend und hohl,
Fernen Gewittern gleich toben und brausen,
Ist uns am warmen Kamine so wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Oefter in traulichen Zirkeln vereint;
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die strahlende Sonne nicht scheint.
Wollt ihr denn immer nur tanzen und schwärmen,
So wie die Mücken in sonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das starrende Blut? —

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend in tröstender Hoffnung Geleit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beschwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuschend der Nordwind die Fenster bemahlt,
Denket, sie blühen auf sonnigen Gründen
Bald uns in lieblicher Farbengestalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Brust;
Wohlthun erfüllt sie mit stillem Entzücken,
Wohlthun gibt himmlische, selige Lust. —

Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erstarrten matt stöhnendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, schützenden Dach.

Freunde! wer immer so treu wie die gute
Mutter Natur seine Pflichten gethan,
O! der entschlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einst die Nacht seines Lebens heran! —
Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
So wie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenseits erwartet ihn dauerndes Glücke,
Wo keine wechselnden Jahrszeiten sind.

An den April.

Es schimpf' und schmähe wer da will,
Und speie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich lob' in jedem Falle
Den Unbestand — nennt's ungetreu! —
Mehr, als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringst bald warmen Sonnenschein,
Bald Regen, Frost und Schauer;
Stürmst manchmal wild im Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.

Du kleidest, wenn dir Luna lacht,
Dich in des starren Winters Tracht
Und pflegst, der Sonne wegen,
Sie wieder abzulegen.

Es sind nach einem alten Spruch —
Wie du der Mädchen Herzen,
Die oft in einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, scherzen;
Und doch, troß ihrem Wankelmuth,
Ist man den holden Kindern gut;
Ja, ist ihr Groll vorüber,
Hat man sie desto lieber.

Wer immer finstre Mienen macht,
Hat bald die Gunst verloren,
Wer immer scherzt, und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;
Drum treibe du dein Wechselspiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel;
Und laß die Norde schweigen,
Wenn sich die Blüthen zeigen.

Der deutsche Gil-Blas.

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tage-Buch eines von Kindheit an hin und wiedergetriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären: daß der französische Gil-Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sey, und daß also beide, in diesem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen. Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses alles, den Umständen zufolge, ganz natürlich zugeht,

und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so besticht uns der gute ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende, von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünscht ist natürlich, da er seiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt ist und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunst- und Geschmacks-Werk ließe sich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannichfaltigster Abwechslung immer wiederkehrender Zustände, bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tagtägliches lies't, so wird man nicht verschmähen einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Gränze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen, alsdann könnte es gedruckt werden wie es liegt: denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Aehnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbur-

sche nennen, und es ist in den untern Ständen wohl niemand der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegirte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den vagirenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne, auf und über dem Meere gar sehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten. aus der unglücklichen Champagne zurück, die verarmten Herren entlassen ihre Leute und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich auf's Plündern legen; der unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: laß ihn doch, es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben?

Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir bei'm Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen; sie wenden sich gegen das was man so gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht jederman reis't mit Extrapost von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet durch die Welt, gar mancher muß auf seinen eignen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höherem Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte, wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand besetzt, sich darein geschickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die gränzenlose Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beisteuer mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksbursche empfohlen, mit denen ich früher als Fußreisender oft in Verbindung gewandert und in späterer Zeit immer demjenigen am liebsten gab, welcher am besten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, so lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das sechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigeren Heischen, auf ihren stromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden, weßwegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten sich desselben, und es war keine Schande,

daß ein Durchwandernder sich von Haus zu Haus ein Weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, besonders auch auf Reisen, vorüberziehende Handwerker, nicht grüßend wie sonst, noch weniger eine milde Gabe heischend.

Sollten diese, oft bedürftigen Menschen sich gleich der übrigen Welt selbstständig zu machen gewußt haben? oder verschüchterte sie die Polizei?

Auf solchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung ich manches Beispiel erzählen, wenn man der abergläubischen Wendung, die dergleichen Geschichten immer nehmen, auch nachsehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Der Himmel stürmend, bedrohte mit Regen und doch trieb mich etwas den frei stehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zustand als ich mich oben zwischen altem grauem Gemäuer sah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander stand und lag.

Als ich mir nun selbst ein Räthsel schien, bot sich die willkommenste Auflösung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu schützen, und erblickte darin mit Verwunderung den schönsten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten

Mannes hier gleichfalls Schutz gesucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, standen sie auf und erwiderten meinen Gruß. Sie bestätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; sie hofften durch einen Besuch bei entfernten Verwandten ihren Zustand zu verbessern, und so zogen sie durch's Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei frischem und lebendigem Höhesinn, den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu ersteigen, indeß ich von der andern Seite herankam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln, ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hüte man sich ja dergleichen Scenen selbst herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einst abreis'te, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offnen Wagen saß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinsten bis zum größten; da hatte ich nun schnell

einen Glückstopf zubereitet, und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburschen halten zu lassen, und so meine Gaben der Reihe nach zu spenden, und freute mich schon des Zufälligen das dießmal sollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung mich selbst zum Werkzeug der Vorsehung zu berufen, und mit einem so wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, war zu meinem Bewundern und Anerkennen bestraft. Auf einem dreistündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte sich, weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten, irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, so daß ich die ganze kleine Summe beschämt wieder einstecken, und dem höheren Wollenden zu eigener Disposition das Künftige überlassen mußte.

Wie aber sogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüstigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburschen, sogleich eine Gabe zudachte, der Kutscher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweystündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen still zu halten. Dieß geschah im Augenblick, als Knaben, an der Straße spielend, hämisch laut ausriefen und

schrien: es sitze jemand hinten auf. Mit mir zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, höchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um seinetwillen still gehalten, und eine üble Behandlung stehe ihm bevor. Es war aber derselbige Bäckerknabe, der sich kluglich, einen beschädigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte, und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben, ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hätte, nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da sich dergleichen Geschichten zu Dutzenden erzählen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß praktisch genommen, sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse, und daß man vernünftiger Weise wohl thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfallenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich schädlich seyn, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern, oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und Bittenden. Der erste wünscht ganz ruhig: Gott möge Euch für Eure Gabe belohnen, ohne daß er es unternimmt hierbei mitzuwirken, und so seyd ihr für

immer geschieden; der andere sagt: er werde für Euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie Euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen wie derjenige, der bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchsten Wesen durch's Gebet, für sich selbst keinen leidlichen Zustand erflehen kann, dessen ungeachtet aber glaubt, der Patron eines andern seyn zu können, indem er betend von vielen Clienten begleitet vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch folgendes hinzufügen: Joh. Casp. Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide wissen sich, jener in eigenen, dieser in Weltverhältnissen nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über Alle waltendes, höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

So eben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut seyn noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säcu-

lum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht."

Hamann.

Nekrolog

des deutschen Gil=Blas.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter, durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf, bei dem Tode des vor Kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief, wie aus dem heitern wohlgeschriebenen Bekenntniß desselben uns Allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projectreichen, unbesonnen unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet, und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verläugnen, noch weniger ablegen; so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, denn es hing von ihm ab, die erlös'te, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper, durch eine Badecur, von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, seinen noch kränkern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dieß mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichem Wege nicht für unverständig zu achten seyn, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen Holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6 Junius 1822, als zwey und sechzigjähriger Fuhrmann, auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," über Jena und Bürgel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbündeln, in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und campiren unter freiem Himmel, da kein Altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme,

der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Caravane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg sodann, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Gränze Böhmens, wird nach leidlicher Mauthvisitation eingelassen, und muß nun den schlimmen Weg des Nickelsberges hinunter haudern. Kein Labsal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entstellt, fast geblendet, die Glieder gelähmt in Teplitz an, ermannt sich aber schnell, sieht sich nach seiner Weise überall um und schreibt sogleich ein Tagebuch.

Am 10 Junius war er in Teplitz angelangt, dort findet er einen Wohlmeinenden der ihm eine Stelle für seinen Sohn in's öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofthore steckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt, ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung seines neuen wirthlichen Freundes, am 20 Junius gegen Mittag.

Nun

Nun ruhen seine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken mit denen wir begonnen. Er findet seinen Tod nach der Weise wie er gelebt hat, und sein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Der junge Feldjäger

in

französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Krieges von 1806 bis 1816.

Eingeführt von Goethe.

So sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind, und uns mit Geschichte von Jugend auf im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß gibt, weßhalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, so heftig begehren.

Wie verschiedenen Werthes aber dergleichen Nachlässe seyn mögen, in Rücksicht der Personen, der Zeit, der Ereignisse, so dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten seyn. Alle Menschen die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende

gelten. In diesem Sinne nun kommt mir das gegenwärtige Büchlein lesens- und bemerkenswerth vor.

Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur, mit allem was kommt findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Cameraden wünschen.

Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.

Nun aber sagen wir, ohne Furcht mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mittheilungen wissen wir nach dem ganzen Werthe zu schätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Nothwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten, kein bedeutender Gewinn für's Leben ist zu hoffen; denn alles was im nothgedrungenen Augen-

blick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen sich, gegen geringen Vortheil, Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Theile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden stellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbarwechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird; wie denn an Gegensätzen solcher Scenen auch im gegenwärtigen Decurs kein Mangel ist.

Und so mag ich mir denn das Entfernte nicht lieber heranrufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit. Das Augenblickliche was wir von öffentlichen Dingen, doch nur im Allgemeinen und oft auf's unsicherste, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugniß gibt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Absicht, sondern gedrungen durch unwiderstehliche Nothwendigkeit beiwohnt.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die

Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat, auch er tödtete und wüstete den 2 Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behenden Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dieß Büchlein, neben so vielen andern, sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung, und vielleicht auch hie und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben.

Des
jungen Feldjägers Kriegscamerad,
immer getrost und thätig.
Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch, so wie der Glückliche, unsre Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch sey, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereinigt gesehen worden, gleich fällt der Vorhang, und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause. In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tausend-Eck, das

den überall anstoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angelockt wird, das Rund sich in milden Schatten und Widerscheinen uns offenbart: so sendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüsterung, andere Farben, andere Schatten und Widerscheine; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig dasjenige in Eins zu fassen was sich selbst zerstreut, und es wird von einer Theilnahme beschäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthsel schwebend erhalten, schwankt.

Zu solchen Betrachtungen gibt gegenwärtiges Bändchen einen frischen Anlaß; es stellt mit wenigen Pausen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beschwichtigend, tröstend, beruhigend wird, ist, daß die Personen, die so viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen gesehen, doch am Ende noch selbst erzählen was überstanden und wie sie aus dem unerträglichsten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht sowohl gerettet worden, sondern sich selbst gerettet. Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer

schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller balearischen Inseln, verdient, als Muster einer vernünftigen, ersten, naturrechtlichen Staatsverfassung, die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unseligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellebedrohten Dünen mitten im Ocean angescheiterten Mannschaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so vieler, die Rettung Einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaftmenschlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihres Gleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menschen herrlicher und wünschenswerther erscheinen, als wenn auch Einzelne, wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchsten musterhaften Erscheinung gelangen, daß sie Tugenden ausüben, die er vielleicht selbst, in große Gefahren und Schicksale verwickelt, ehe er sich's versieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns diese Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten,

achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja wir trauen einem jeden sinnigen Leser zu, daß ihm gleichfalls in seiner Art, bei Beherzigung so ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht seltener Schicksale, die wichtigsten Aufschlüsse aus seinem Innern sich entwickeln werden.

Des jungen Feldjägers Landsmann

unter ähnlichen Schicksalen.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer 1827.

Hierzu ist kein Vorwort beliebt worden, ist aber als das vierte Bändchen zu Vorstehendem anzusehen und wird in Folgendem davon die Rede seyn.

Memoiren von Robert Guillemard

verabschiedetem Sergeanten;

begleitet mit historischen meistentheils ungedruckten Belegen.

Leipzig, Weigand'sche Buchhandlung 1827.

Zwey Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publicum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drey deutsche Original-Versuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich das mannichfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben der Lesewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurtheilung (Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1825 Nr. 22) freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet in's Englische übersetzt, da

er sich denn in dem vornehm typographischen Costume ganz anständig ausnimmt. Der Kriegscamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1827 Nr. 35) gibt ihm, unsrer eignen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träte denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem rascheren Schritt vorwärts gingen.

Diese drey genannten jungen Leute, zwey Thüringer und ein Elsasser, in der mittlern und niedern Classe geboren, vom Jahre 1806 in französischen Kriegsdiensten, werden in den spanischen Feldzug und weiter in die unselige Weltgeschichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieser individuellen Bekenntnisse, sie schreiten parallel und fast synchronistisch neben einander fort, und lassen uns auf die klarste Weise in das Verderben hineinsehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein subalterner Franzose auf, ein Sergeant, der ungeachtet er den ganzen Decurs französischer Glücks- und Unglücks-Wagnisse red-

lich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in seine, leider sehr veränderte und entstellte Heimath mißmuthig zurückkehrt und wie so mancher andere zuletzt zu Feder und Papier seine Zuflucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgendermaßen aus:

Vorrede des französischen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard scheinen uns aller Betrachtung werth zu seyn. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Classen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen was sie gesehen hatten, selten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem was Frankreich erlebt hat, gibt es indessen noch eine Menge obscurer Menschen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereignisse im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu sehen und ohne Leidenschaft über Personen zu urtheilen, welche einen historischen Namen erlangten, so daß es vielleicht an der Zeit seyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen."

„Aus der Lecture dieser Memoiren wird man ermessen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatsachen durch das Schweigen eines Unterofficiers würde unausgefüllt geblieben seyn. Man erhält von ihm aus-

führliche Auskunft über Ereignisse, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und seine Nachrichten haben das doppelte Verdienst, den historischen Zweifeln ein Ende zu machen und das Interesse des Lesers lebhaft in Anspruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehrern andern Schriften ganz anders berichtet sind. Der Leser wird leicht entscheiden, auf welche Seite sein Zutrauen sich neigen müsse. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er nichts versichert, wovon er nicht selbst Zeuge gewesen ist, und daß selbst die Verschiedenheit seiner Erzählung von Andern sich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm seyn, nachdem wir über gewisse Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren; und man wird es dem Sergeanten einigermaßen Dank wissen, daß er seine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die sich sonst für seinen Grad und seine Stellung wenig zu eignen scheint."

„Guillemard stammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie und hätte deßhalb erwarten können nicht auf der Stufe des Sergeanten stehen zu bleiben; aber eines Theils wollte es ihm in seiner Laufbahn nicht glücken, und andern Theils hatte seine Erziehung, die in den Feldlagern sich vollendete, nicht die

Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in seinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leser, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden besondern Thatumstand auszumahlen versteht, diese Memoiren zur angenehmen Lecture machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereignissen entgegengesetzter Natur verschiedenartig ergriffen, für jeden Umstand besondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Styl, fast ohne allen Uebergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabsinkt, so erhält dadurch, unseres Bedünkens, seine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publicum ein gleiches Urtheil fällen werde."

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so könnten wir es wohl dabei bewenden lassen, um so mehr als das was wir zu sagen haben, einigermaßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend an-

sehen. Gilt dieß sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unsern Sergeanten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hiebei meinen oder glauben, früher oder später zur Sprache kommen muß, so halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Persönlichkeit des Sergeanten, sie geht so treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erscheinen überall wieder. Ein kühner thätiger und doch immer subaltern = genügsamer Sinn zeigt sich überall, und besonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung mit getrostem sicherm Schritt; nur wenn er in der Folge, bei höchstbedeutenden Weltereignissen mitwirkend oder zuschauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerst, schütteln dann den Kopf und glauben endlich einen höhern Sinn, einen weitern Verstand, einen freier umschauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem sey nun wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft ist können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken nur im mindesten bemerklich sey; es gilt bloß die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und

gegen

gegen das Vergessen, gegen das völlige Auslöschen zu retten, wodurch besonders in neuester Zeit ein Tag den andern übertüncht, und das Unnützeste über das Trefflichste, als müßte es so seyn, sorglos hinpinselt.

Wir erkennen also mit Zufriedenheit und Beifall, daß sich an dem heitern und harmlosen Lebensfaden eines untergeordneten Menschen die wichtigsten halbbekannten und unbekannten Ereignisse und Persönlichkeiten nach und nach aufreihen, und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlassen. In's Einzelne dürfen wir nicht gehen, Ueberraschung und Antheil sey dem Leser unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieses Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieser Kriegsmann auf der Insel Cabrera erscheint und uns Nachricht gibt von einem auf französische Weise sich constituirenden Urstaat, dessen gesetzliche Bestimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutschen Verbannten bekannt geworden, höchst merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaßten.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieses Werk zu bringen gesucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreises und auf entschiedene Zwecke bedeutender Personen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes das auf jede Weise schätzbar ist und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halbromans sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Production sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Biographische Denkmale
von
Varnhagen von Ense.

Mit vielem Vergnügen hab' ich diese glückliche Arbeit durchgelesen; sie erinnert an Plutarch's Zusammenstellung ähnelnder Lebensweisen, jedoch beziehen sich die drey hier aufgeführten Personen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof, sind eigentlich höchst mannichfaltige Variationen desselben Thema's. Zwischen dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wären sie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwischen dem siebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, sittlicher und selbst der Eigennutz nimmt einen edlern Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, strebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie bald da, bis er Gelegenheit findet der Republik Venedig große Dienste zu leisten, die sie denn auch durch Vertrauen, so wie durch Ehrendenkmale,

und ein reichliches Auskommen bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverain, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, setzt sich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht und uneigennützig-großartig zieht er sich in's eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen selbstständig und unabhängig zu seyn und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nöthig um für einen vollkommnen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen gewagten Versuchen abschrecken, behauptet die ihm eingebornen königlichen Formen bis in's tiefste Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen sagen: die Weltübersicht ist rein und sicher, der Vortrag ernst und einfach; Andere mögen anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drey Helden, gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebens-Eintritt heran, zwey in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg starb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las also hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis in's

Jünglingsalter heran, als Weltmährchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete sich ungefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz frische Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerksame Reisende zurückbrachte, befanden sich zwey große Blätter, eins von Pitteri, mit Fertigkeit des Grabstichels, nach Franz Rusca gearbeitet (einem Bildnißmahler, der den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand), das andere, jenes in Corfu ihm errichtete statuarische Denkmal vorstellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohlgebildeter, frei Gewachsener, kühn Beweglicher sich sehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff später in meinen Lebensgang ein, er ward mir, durch Zeitgenossen, in aller seiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie sollte aber ein so wundervoller Mann bei seinem Leben nicht wunderlich erscheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Lissabon, das mir so viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zusammen; auch er mußte im Tagsgespräch eher seltsam als bedeutend erscheinen, und niemand ah-

nete, daß funfzig Jahre nach seinem Tode die Wirkungen, zu denen er den ersten Anstoß gegeben hatte, über die ganze Welt sich aufrollen würden. Denn Pasqual Paoli nahm sein Geschäft auf, die unbändigen Corsicaner von der Einwirkung Genua's zu befreien; da denn bald darauf die Lust sich selbst zu regieren auf die nordamericanischen Colonien überging und, als es dort so wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sey daher im Allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart gränzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite besonders, daß er meine frühsten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.

Varnhagen von Ense's
Biographien deutscher Dichter.

Paul Flemming, Friedrich v. Canitz und Johann von Besser, erscheinen mir zu diesen Betrachtungen höchst willkommen. Die Werke genannter Dichter standen im Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Büchersammlung. Ich lernte darin lesen mehr als daß ich sie las, ihr Ansehn und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteristische freilich ihrer Verdienste, wie sie mir nun der trefflich schildernde, gesondert und geistreich vortragende Biograph, in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlschaulich darstellt, blieb mir, ich gestehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß sie sämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenossen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling, wie ein Alp beschwerlich auflagen. Diese Wirkung begreife ich erst jetzt, da sie bei'm Lesen oben-

genannten Bandes, als das wiederaufsteigende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise lasteten.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen, und meine Freunde bitte ich dabei, sich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige was sich in mir zu entwickeln strebte nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meistens. Sind ja meine ersten in's Publicum gebrachten Productionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber sich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit sey denn auch dem werthen Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen die zunächst unsre Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und

durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Für Freunde der Tonkunst

von

Friedrich Rochlitz.

Erster Band. Leipzig 1824.

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausspreche, den sie auf mich haben mochten. Und im Grunde ist dieß doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der jüngere Wißbedürftige daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt, deßhalb ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehn-

sucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, soviel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgewalt durchdrungen zu seyn.

Die Biographien Hillers und der Schmehling-Mara thaten mir sehr wohl und veranlaßten nachstehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung lebt die Jugend immerfort entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt, oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Dießmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht, und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner

heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Dlle. Schmehling hab' ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchst vollendete Sängerin. Die Arien Sul terren piagata a morte etc. und par che di giubilo etc. aus Hassens Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh, wie ich mich zu dem seinigen, gefügt. Von der ersten Zeit an erscheint er als rein wohlwollender Beobachter und eben diesen Charakter gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur was sich aussprechen läßt und spricht es gut aus; zu seinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern, denn

seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von jederman gekannt und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: Auswahl aus Fr. Rochlitz sämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff. erschien, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngern Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalt' ich mich nun nicht, einer der wundersamsten Productionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen ereignet haben. Es ist das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfassers als Schriftstellers und Tonkünstlers vereint hervortreten und zugleich sein rein ruhiger, zusammengenommener Charakter sich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geschäftig, obgleich beängstigt, sich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unseres Freundes, Ereignisse zu beobachten, seine Gedanken durch Schrift, seine Empfindungen musikalisch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Desultorische der überdrängtesten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum

Pult, um Gedanken und Anschauungen zu fixiren — ist einzig; mir ist wenigstens nichts Aehnliches bekannt. Diese bewußte Bewußtlosigkeit, dieses unvorsätzliche Betragen, diese bedrängte Thätigkeit, diese nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beschäftigungen gefundene Selbsthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaschte Wiederherstellung schon genügt, um größeren Leiden mit unverlorner Selbstständigkeit wieder entgegen gehen zu können — alles dieses ist ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzigs und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutschen nach langem Druck sich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir besonders war dieses Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denselbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängstlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geschäften nachging, oder vielmehr im Theatergeschäft den Epilog zu Esser schrieb, in welchem die merkwürdigen, prophetischen Worte vorkommen:

Der Mensch erfährt, er sey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag

Solger's
nachgelassene
Schriften und Briefwechsel.
Zwey Bände.

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menschen liest man mit großem Antheil, und das mit Recht; wir werden unmittelbar in die fernsten Gegenden und Lebenszustände versetzt, und doch müssen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweise des Verfassers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geschrieben, geben uns schon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuständen und Gesinnungen. Aber ganz unschätzbar sind Briefwechsel zweyer oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinsamen Kreis sich fortbildender Personen.

Dieses gilt von dem in dem ersten Theil obgenann-

ten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechsel. Die drey wichtigen Männer, Solger, Tieck und Raumer, unterhalten sich über ihr fortschreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und so kommt, ganz ohne Vorsatz, ein vollständiges Bild eines edlen lebendigen Kreises zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächste eingreift und so das Fernste in Bewegung setzt. Der Kreis ist nicht abgeschlossen, ein und der andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen; das Wirken der Weltgeschichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift seinen eigenen Bezug, und lernt einsehen, wie man selbst in die Ferne gewirkt, was Zeitgenossen von unsern Thätigkeiten aufgenommen, was sie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereignisse meines Lebens konnte ich schon bemerken, daß ich manchen seit Jahren mit Heranlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längst vergangene Zeiten und Ereignisse, woran auch sie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zustände wieder vergegenwärtigt. Und so haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzusehen sind, auf das schönste zu danken, daß sie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichst ansprechen muß.

Wie zart und schön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen

men und sich daran erbaut, verdient wohl zunächst eine dankbare Erwähnung, obgleich sein liebenswürdiger Charakter sich besonders in diesen Briefen auf eine Weise hervorthut, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieser beiden Bände, welche von keinem gebildeten, an neuerer Literatur Theilnehmenden ungelesen bleiben können, schon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

F. H. Jacobi's
auserlesener Briefwechsel,
in zwey Bänden.

Eine höchst interessante Lecture für's Publicum, dem es um Einzelnheiten der Personen und Schicksale zu thun ist; für mich eine höchst traurige Uterhaltung. Ich recapitulire was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor, wie Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus: der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem worauf es eigentlich ankäme weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere; sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeste und niemand hat die Braut gesehen. Besieht man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Daseyn. Der

Glaube, die Zuversicht auf das Bißchen was man ist oder seyn möchte, beseelt einen jeden, und so möcht' er sich auch dem andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst becomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander. Ueber die Persönlichkeiten selbst lassen sich merkwürdige Betrachtungen anstellen. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derselben mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will sehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, diese Züge festzuhalten; sollt' ich es auch nur spät zu Tage geben, so wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach deutlich aus: sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Consequenz des unendlich Mannichfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten. Da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater stammt Natur,
Das allerliebste Frauenbild;
Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand sie mild.
Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entsprang von hohem Sinn.
So ist uns allen offenbar:
„Naturphilosophie sey Gottes Enkelin."

S. Dante dell' Inferno canto XI., 98.

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

Ein geprüfter anerkannter Dichter der besten Art fühlt sich humoristisch geneigt, zum Ostwinde gesellt jene leidigen Nebel zu zerstreuen, welche die sinnig-geistigen Regionen Deutschlands zu obscuriren bei dem niedrigsten Barometerstand sich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, so hat er doch wenigstens das düstere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abschneien oder sich selbst verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menschenverstandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür auf's herzlichste, bemerken aber zugleich, daß er uns diese Wohlthat erzeigend auch gegen sich selbst eine schöne Pflicht erfüllt, denn er konnte sich wohl sagen:

Tunc tua res agitur paries dum proximus ardet.

Justus Möser.

Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu seyn, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht: im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Mösers hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

„Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wieder zu finden. So sagten sie z. E. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützer Weise verstreuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Gesinde einen Denkzettel zu geben, und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in

Kleinigkeiten, die, zusammen genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlnen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was dergleichen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit Einem Worte: sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten."

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden; die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiose Vorstellungen zu Hülfe. In der politischen spielt Reinecke Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vortheil versteht und ohne weitere Rücksichten auf seine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden.

Origenes sagt: seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verstoßener Engel.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, beide erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirk-

lichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, jemehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung in's Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprung gleich Asträen zurückgekehrt zu seyn, der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt seine Rechte durchzusetzen.

Dem Poeten schadet der Aberglaube nicht, weil er seinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrseitig zu gute machen kann.

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raschem Vorschreiten der literarischen sowohl als humanen Bildung, daß wir vergessen, wem wir die ersten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen schuldig geworden. Was da ist und vorgeht, glauben wir, müsse so seyn und geschehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In diesem Sinne mach' ich aufmerksam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menschenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe, in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet hat.

An diesen Mann, dem ich so viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede ist, die unter den Menschen hin und wieder schwanken. Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es gibt gewisse Phänomene der Menschheit, die man mit dieser Benennung am besten

ausdrückt, sie sind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen, und recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Sie sind das was das Individuum constituirt, das Allgemeine wird dadurch specificirt und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Gar anmuthig hat in diesem Sinne Yorik Sterne, das Menschliche im Menschen auf das zarteste entdeckend, diese Eigenheiten, insofern sie sich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr sie sind es, die den Menschen nach einer gewissen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleise weiterschieben, und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorsatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiemit verschwistert sey, fällt sogleich in die Augen: denn sie begünstigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unsere Eigenheiten ungestört hinzuschlendern belieben.

Irrthümer und Wahrheiten

von

Wilhelm Schütz.

Nächst den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man sich vorstellen als Formen des lebendigen Daseyns und Handelns einzelner, abgeschlossener, beschränkter Wesen, und in diesem Sinne gibt es Eigenheiten der Individuen so wie der Nationen. Und diese sind es denn, welche, indem sie sich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erscheinen.

Hieraus läßt sich nun schon erkennen, daß eine Eigenheit an sich, wo nicht lobenswerth, doch wenigstens duldbar seyn könne, indem sie eine Art zu seyn ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des Mannichfaltigen gar wohl müßte gelten lassen. Die Influenz dagegen ist immer gefährlich, ja sie wird meist schädlich: denn indem sie fremde Eigenheiten über eine Masse heranführt, so fragt sich ja, wie diese ankom-

menden Eigenheiten sich mit den einheimischen vertragen, und ob sie nicht eben durch Vermischung einen krankhaften Zustand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwey verschiedene Menschenmassen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs vereinigt, wenn schon beide gesund, doch einen gefährlichen krankhaften Zustand erzeugen. Die medicinische Polizey hat beobachtet, daß Heerden ungarischer Ochsen, nach Schlesien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man solche Gäste in Wäldern oder auf Weideplätzen isolirt, sich sehr bald verliere, wogegen dasselbe Uebel, wenn es die einheimischen Thiere ergreift, die schrecklichsten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man sodann, daß alle Contagien in den ersten Momenten der Mittheilung viel heftiger und schädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht, weil sie in der ergriffenen Masse nicht eine homogene, sondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, sondern eine fremde widerspenstige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Gesagte läßt sich Wort für Wort im Geistigen antreffen. Und wie sollte es nicht, da wir ja keine geistige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden.

ist. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Personen sich über den wahren Zustand, sich über das Wünschenswerthe im Unvermeidlichen zu verständigen wissen, desto besser wird es zu achten seyn, desto größern Vortheils werden die Zeitgenossen, werden die Nachfahren sich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von solcher Höhe ein jedes einflußreiche Bestreben, Schreiten und Gelangen der sämmtlichen Künste, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an, dem Beschauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der sich von Jahrzehnten und Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchst merkwürdig bleiben, wie jede Kunst und die zu ihrem Erscheinen nothwendige Technik sich gebildet, bedingt, bestimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Lustrum geht seinen Gang, und von allem Bestreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verspäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in seiner Grunderscheinung ein wahrhaft lebendiges Daseyn hegte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz ist die der Zeugung, der Geburt, des Wachsens und Gedeihens. Dieses aber läßt sich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organischen Lebens durchlaufen hat, welches denn

denn also unsern Nachkommen, lieber aber unsern Vorgreifenden anheim gestellt sey, unter welche letzteren wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfasser von Irrthümer und Wahrheiten, mit Vergnügen und, wie es uns scheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geständnisse herangekommen, so sey auch folgendes gegenwärtig ausgesprochen.

In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren, denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen mit denen ich nicht rechten will. Sie stellten sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer im Literarkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyranney unter dem Scheine von Liberalität auszuüben suchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannichfach besonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichst erfreuen, welches mir bis jetzt dreyfältig zu Gesicht gekommen. Ein tiefsinnender und fühlender

Mann, Varnhagen von Ense, der, meinen Lebensgang schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im Gesellschafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hiedurch am besten zur Sprache bringen und sein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literarischen Conversationsblatte sich ein Ungenannter gar freundlich erwiesen, bei dessen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl statt finden mag: daß guter Wille klar und scharf sieht, indem er das was geleistet worden willig anerkennt, und es nicht allein für das was es gelten kann gelten läßt, sondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Professor Kaysler zu Breslau stellt in einer Einladungs-Schrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernst und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er ist nicht ganz mit meinen Anstalten zufrieden, welches ich ihm so wenig verdenke, daß ich vielmehr auf sein bedächtiges Heft sogleich das Motto geschrieben:

Il y a une fibre adorative dans le cœur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte.

Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwidern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelös't zu sehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Literatur wohl selten zugetragen haben, und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen als er selbst, und indem sie einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb ein Lebenslied einzuschalten das mir, seit seiner mitternächtigen, unvorgesehenen Entstehung, immer werth gewesen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebsten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön:
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mufste, mufste weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog:
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Finstere drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich um's Vergangne wie um's Künftige schlang:
Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung
von
Carl Friedrich Zelter.

In derselben ist auch vorstehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutschland ausgesäeten Freunde und Freundinnen hiedurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit, bei nächtlicher Weile, liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Vollmond aus guter, mäßig-aufgeregter, geistreich-anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeugen von der Wechselwirkung zweyer Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Componisten natürlich

ward sich mit dem Dichter zu identificiren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz auf's neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange widerzutönen geeignet sind.

Ueber
Goethe's Harzreise im Winter.

Einladungsschrift von Dr. Kannegießer,
Rector des Gymnasiums zu Prenzlau.

December 1820.

Dieses kleine Heft, vom Verfasser freundlich zugesandt, gab mir die angenehme Veranlassung die sonderbaren Bilder früherer Jahre aus den letheischen Fluthen wieder hervorzurufen; wobei ich zu bewundern hatte, daß mein sinniger Ausleger, dem die wunderlichen Besonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt seyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältnisses, die Wesenheit des Zustandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgesprochen

Nachdem ich mir nun jene für mich sehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, so kann ich nicht unterlassen einiges zu erwidern und wie es bei mir aufgeregt worden niederzuschreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachspürende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten; ich nenne Moritz und Dellbrück, welche beide in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt eindrangen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgespürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgesprochenen Dank vertraulich erwidere und, nach seinem Wunsch, über das genannte Gedicht auch meinerseits einige Aufklärung versuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.

Weil nun aber demjenigen der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten, Anlässe nicht bekannt seyn können, so wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn vorwalten lassen; ich habe auch hiezu, um die Poesie nicht zur Prose her-

abzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geschwiegen.

Das Gedicht aber welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Angedeutete genugsam herausahnete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt und bewogen fühle folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reise ward Ende Novembers 1776 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind.

Dem Geyer gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Der Reisende verläßt am frühsten Wintermorgen seinen, im Augenblick behaglich-gastfreundlichen, thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweyte Vaterstadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beschwerlichen Unternehmens stählt den Muth und erheitert den Geist. Der Dichter gedenkt seines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den schönsten Erfolg versprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löst.

Aber sogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um dessentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geschrieben, um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm besonders ein junger Mann auffiel, welcher schreibselig-beredt und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbsti-

scher Qual sich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seel-Enthüllungen passen möchten. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe? Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dickichtschauer
Drängt sich das rauhe Wild,

Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt sich die Landschaft, einsam und öde starrt alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zustand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Gesicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Wer seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Reisender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnißweise schmählich herabsetzt.

Wahrscheinlich ist ein wundersamer Druckfehler daher entstanden, daß Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrsperlingen hindeuten möchten. In der vorletzten Ausgabe stehen jene, diese in der letzten.

Leicht ist's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu seiner eigenen günstigen Lebensepoche zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumaßen, ja er spricht von den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringschätzung.

Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Das Bild des einsamen, menschen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er mahlt sich's aus.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!

Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Er fährt fort ihn zu beklagen.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Seine herzliche Theilnahme ergießt sich im Gebet. Die Auslegung dieser Strophen ist meinem freundlichen Commentator besonders gelungen; er hat das Herzliche derselben innigst gefühlt und entwickelt.

Der du der Freuden viel schaffst
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wildes
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieser Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewisser Gegend

gend sich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben diese Lustpartie war es, welche jene vertraute Gesellschaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu seiner Wanderung darbietend. Er trennte sich, mit dem Versprechen bald wieder unter ihnen zu seyn.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedenklichen Zustand und ruft der Liebe ihm zur Seite zu bleiben.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß man sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der siebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menschen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der achten Strophe ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten ist unter Liebe das edelste Bedürfniß geistiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt und, auf die schönste Weise, in Freundschaft, Gattentreue, Kinderpietät

und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überstanden werden.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreigen
Kränzten ahnende Völker.

Ein wichtiger, völlig ideell, ja phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Document noch in seinen Händen ist.

Ich stand wirklich am siebenten December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungs-

vollen Granitklippen, über mir den vollkommen klar-
sten Himmel, von welchem herab die Sonne gewalt-
sam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der
bekannte branstige Geruch erregt ward. Unter mir
sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Sei-
ten die Gegend überdecken und nur durch höhere und
tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befind-
lichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten, bei
untergehender Sonne, ist in meinem Entwurf der Far-
benlehre im 75sten §. umständlich beschrieben.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der un-
erforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern sei-
ner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind ge-
meint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herr-
lichkeit gewässert werden.

Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Ge-
schäfts-Thätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch
gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unterneh-

men, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriose, schwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema desselben wäre also wohl folgendermaßen auszusprechen: der Dichter, in doppelter Absicht ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Selbstquäler zu besuchen und aufzurichten, bedient sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdlust ausziehn, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach seiner Seite hin, jenen einsamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gezogen schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eig= nem Vergnügen ersehen, wie er so vollkommen zum Verständniß des Gedichtes gelangt sey, als es ohne die Kenntniß der besonders vorwaltenden Umstände möglich gewesen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und in's rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Base empor= gehoben worden. Gibt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt seyn soll alles was er vor= trägt aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Ueber das Fragment:

die Geheimnisse.

1816.

Eine Gesellschaft studirender Jünglinge, in einer der ersten Städte Nord-Deutschlands, haben ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eine gewisse Form gegeben, so daß sie erst ein dichterisches Werk vorlesen, sodann über dasselbe ihre Meinungen wechselseitig eröffnend, gesellige Stunden nützlich hinbringen. Derselbe Verein hat auch meinem Gedichte:

die Geheimnisse

überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen, und als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern es thulich sey diese Räthsel aufzuklären; wobei sie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mitgetheilt, worin die meisten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art

desselben so viel guten Willen, Sinn und Anstand finde; so will ich hierauf um so lieber eine Erklärung geben, als jenes räthselhafte Product die Auslegungsgabe schon manches Lesers beschäftigt hat, und ich in meinen schriftstellerischen Bekenntnissen wohl sobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo diese Arbeit veranlaßt und sogleich auf einmal in so kurzer Zeit auf den Punkt gebracht worden, wie man sie kennt, alsdann aber unterbrochen, und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf voraussetzen, daß jenes Gedicht selbst dem Leser bekannt sey, doch will ich davon folgendes erwähnen: man erinnert sich, daß ein junger Ordensgeistlicher in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandenem sturmvollem Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr sich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreyzehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff von ihnen zu scheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geistlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jüng-

linge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beschluß.

Um nun die weitere Absicht, ja den Plan im Allgemeinen, und somit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippen-Höhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehre.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen berufen seyen.

Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus

führt; wozu sie sich nicht entschlossen hätten, ohne sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieser Vermittler nun will unvermuthet von ihnen scheiden, und sie vernehmen, so betäubt als erbaut, die Geschichte seiner vergangnen Zustände. Diese erzählt jedoch nicht er allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieses großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach diesem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiste geführt, überall das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten her-

vorbringt, erfahren; so sollte daraus die angenehmste Empfindung entspringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entstellung, wodurch jede Religion in gewissen Epochen verhaßt wird, zur Erscheinung gekommen wäre.

Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden; so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbaret haben.

Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise, gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde verweilt, vorzustehen.

Wäre dieses Gedicht vor dreyßig Jahren, wo es ersonnen und angefangen worden, vollendet erschienen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten auf-

geklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen, und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch, auf seinem eigenen Montserrat, Glück und Ruhe finden kann.

Ueber die Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Mysterioses ohne mystisch zu seyn; diese letzte Eigenschaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Thaten und Bewegung, so tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn an's Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drey Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen, und, nach Belieben die Formen wechselnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausschieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesselben Schlußklanges, gibt dieser Dichtart den entschiedenen lyrischen Charakter.

Hat man sich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutschen wohl der Fall ist, so sind die Balladen aller Völker verständlich, weil die Geister in gewissen Zeitaltern, entweder contemporan oder successiv, bei gleichem Geschäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern, wie in einem lebendigen Ur-Ey, zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen, auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen.

Zu solchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; sie ist zwar keineswegs mysterios, allein ich konnte doch bei'm Vortrag öfters bemerken, daß selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, so gedenk' ich ihr durch prosaische Darstellung zu Hülfe zu kommen.

V. 1. Zwey Knaben, in einem alten waldumgebenen Ritterschloß, ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle hereinzulassen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar seinen geschichtlichen Gesang. Ein Graf, im Augenblick da

Feinde sein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er seine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit forttragend.

V. 3. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine schätzbare Bürde, wächs't heran.

V. 4. Das Hinschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstieben des Mantels angedeutet; auch ist die Tochter schön und groß geworden, eines solchen Schirmes bedürfte sie nicht mehr.

V. 5. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei, anstatt der edelschönen Hand ein Almosen zu reichen, ergreift er sie werbend, der Vater gesteht die Tochter zu.

V. 6. Getraut, scheidet sie ungern vom Vater; er zieht einsam umher. Nun aber fällt der Sänger aus seiner Rolle, er ist es selbst; er spricht in der ersten Person, wie er in Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder und wir argwöhnen er sey nicht allein der Graf dessen der Gesang erwähnte, sondern dieß seyen seine Enkel, die Fürstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wir hoffen das Beste; aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der stolze, hochfahrende, heftige Vater kommt zurück; entrüstet, daß ein Bettler sich in's Haus geschlichen, gebietet er denselben in's Verlies zu wer-

fen. Die Kinder sind verschüchtert, die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. (Dieß würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längst verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl seiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg, das Geschlecht des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wieder hergestellter Dynastie zurückkehrten. Der Alte legitimirt sich dadurch als Hausbesitzer daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amnestie, sowohl im Reiche als im Hause und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht

durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich anmuthende, altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweis't, diese Darstellung veranlaßt habe. Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grad daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn schon der entworfene Plan theilweise ausgeführt war, doch, wie so manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer diesen Gegenstand, hebt die lyrischen und dramatischen Punkte hervor und drängt die epischen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geistreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componisten dürfte sich ein solches Theaterstück wohl gute Aufnahme versprechen.

Die

Die drey Paria.

Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu sprechen, woraus es gebildet worden; denn eben in einer sehr klugen Verknüpfung dieser zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfassers bedeutendes Verdienst.

Diese Motive nun sind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältnissen, Zuständen und Gebräuchen der Indier und umfassen dieses Volks zwey höchst tragische Seiten, deren eine auf der schroffen Sonderung der Casten ruht, woraus unsägliche Schmach für die tiefste derselben hervorgeht. Die andere gründet sich auf den schrecklichen Gebrauch, daß eine Witwe ihrem Gatten in den Tod folgen und sich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erste dieser tragischen Elemente geht als vorwaltend durch das ganze Stück und entwickelt sich in der Gegenwart; das zweyte wird zur Beihülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt wie aus der Ferne in seinen Folgen auf den Augenblick, oder wird

erzählungsweise herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Hauptmotiv gemäß, den Titel: der Paria, und mit diesem Namen deutet es im voraus auf alle tragischen Momente die wir zu erwarten haben.

Die Caste der Parias nämlich ist die unterste herabgewürdigte allgemein verachtete aller indischen Casten; sie wird, als von Gott und Menschen verworfen, für unrein gehalten; sie darf das Allerniedrigste verrichten, wovor die übrigen Scheu tragen; sie ist an und für sich unrein und aller Welt ein Gräuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, sieht man, welcher tiefen Verachtung diese Caste preisgegeben ist, denn der Hund steht noch etwas höher; seine Nähe besudelt nicht, aber die Nähe eines Paria; weßhalb denn ein von diesem berührter Indier unrein wird und sich durch Waschen und umständliche religiose Ceremonien mühselig reinigen muß, wenn er sich nicht aus seiner Caste verstoßen sehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abscheu gemieden und geflohen. Sieht ein Bramin auf seinem Weg einen Paria kommen, so läßt er ihm von weitem zurufen, und dieser muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Caste der Krieger und er weicht nicht aus, so darf ihn der Raja auf der Stelle niederstoßen. Wie grausam dieses auch scheinen mag, so ist es doch nur von Seiten der höhern Casten eine

Nothwehr, denn sie kommen in Gefahr ein gleiches Geschick zu erdulden. In solchen Fall würde ein Bramin gerathen, der sich in der höchsten Noth einen Trunk Wasser reichen ließe; ein von aller Welt verlassener Kranker muß lieber sterben als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen, denn er würde sogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umstand ist zu bemerken: verwirkt jemand die Ehre seiner Caste, so fällt er sogleich in die tiefste herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft sie gleich in die Classe der Parias. Ein gleiches Schicksal würde die Witwe erfahren, die sich weigerte mit ihrem verstorbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In so vielem Betracht ist der Zustand eines Paria ein Zustand des höchsten Elends und der tiefsten Erniedrigung, zu welcher die menschliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um so schrecklicher, als keine Rettung daraus möglich ist. Wer einmal in diese Hölle, durch Geburt oder Vergehen, gestoßen worden, der und seine Nachkommen müssen ewig darin verbleiben; kein Verdienst kann erlösen, ja der Unglückliche kann sich nicht einmal Verdienst erwerben, und wär' er noch so edel und tapfer, er darf nicht für die Rettung seines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen solcher allgemeinen Verachtung und drohender persönlicher Gefahr sind die Parias überhaupt sehr

scheu und furchtsam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein sich um alles in der Welt keinem aus den übrigen Casten zu nähern. Ohnehin müssen sie aus den Städten sich fern halten, keinem Tempel dürfen sie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer sich mischen. Von ferne deuten sie auf die Waare die sie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen sich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurück gelassen, so eilen sie pfeilschnell mit ihr davon. Kein Wunder also, daß solche Jammerleute an einsamen abgelegenen Orten ihre Wohnung suchen, in elenden Hütten sich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Gesellschaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geist und Herzen auf einer niedrigen Stufe stehende Paria nun findet sich schon in seinen Zustand; er weiß es nicht anders, er ist von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Besseres werth sey, zumal da ihm von der frühsten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem früheren Leben begangenen Sünden willen in den Zustand versetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Mensch, sey es durch eigenes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, sich als Paria fühlt und alle die unsäg-

liche Schmach seines Standes mit Bewußtseyn und in vollem Gefühl seiner Menschenwürde erdulden muß, so wird ein Conflict seines edeln Selbst mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältnissen entstehen, der nicht tragischer gedacht werden kann.

Dieser Conflict wird im vorliegenden Trauerspiel sehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler hochstehender Mensch gezeichnet ist. So auch verdient der Verfasser wegen der Wahl des Gegenstandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgesetzten, unterdrückten, verachteten Menschheit aller Völker gelten, und wie ein solcher Gegenstand schon allgemein menschlich erscheint, so ist er dadurch höchst poetisch.

Nicht weniger ist der Verfasser wegen der in der Behandlung seines Gegenstandes bewiesenen großen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang sind alle jene tragischen Motive in einen einzigen Act zusammengebracht, die Handlung entwickelt sich an einem einzigen Ort und der handelnden Personen sind nur drey.

Von vorzüglichen Schauspielern dargestellt, muß dieses kleine Stück sehr schönen Effect machen, und so soll es denn allen Bühnen auf das beste empfohlen seyn.

E.

Bemerkenswerth ist es, daß in neuerer Zeit der Paria=Caste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen bis in den Flammentod, sich selbst zur Göttin erhoben.

Von dem deutschen Paria in einem Acte und seinen Verdiensten haben wir so eben Rechenschaft erstattet, er schildert den gedrücktesten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die französische Tragödie Paria, in fünf Acten, hat dieß mehr als tragisch=grausame Motiv von der energischen Seite genommen. Ein Paria Vater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieser zu Jünglingsjahren herangereift, thatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn also des schönsten Surrogates aller versagten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das heimische Kriegsheer und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Braminen Herrschaft zu zerstören droht, thut sich hervor, siegt und der Ober=Bramin wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieses geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widersteht. Der Alte selbst, der es vortheilhaft findet, bei sinkendem

Ansehn mit dem Tüchtigen in Verwandtschaft zu stehen, begünstigt die Neigung, und ein Eheband wird beschlossen. Hier tritt nun in dem Gewissen des wackern Helden das traurige Bewußtseyn gewaltsam hervor und indem er sich und seine Wünsche bekämpft, erscheint unseliger Weise der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr sagen wir nicht, weil ein Jeder der Literatur zu schätzen weiß, dieß sehr schön gedachte, wohl durchgeführte Stück selbst gelesen hat oder es zu lesen begierig seyn wird.

Nach dieser doppelten in's Tragische gesteigerten Ansicht des traurigsten Zustandes wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indischen Legende gebildet, im dritten Bande meiner Werke abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria der seine Lage nicht für rettungslos hält, er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird.

Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeschlossene Caste eine selbsteigene Gottheit, in welcher das Höchste dem Niedrigsten eingeimpft ein furchtbares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beseligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen sich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist.

Die Hofdame,

Lustspiel in fünf Acten

von

Franz v. Elsholtz.

Manuscript.

Weimar, den 16 November 1825.

Dieses Stück, in guten Alexandrinern geschrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Absicht des Verfassers mochte seyn, das Lächerliche des Gefühls darzustellen. Nun ist das Gefühl an sich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es seiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergessen das Unglück hat. Dieß begegnet ihm, wenn es dem Leichtsinn, der Flatterhaftigkeit sich hingibt.

In unserem Drama spielen sechs Personen, die durch schwankende Neigungen sich in Lagen versetzt finden, die allerdings für komisch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menschen erhöhten Standes vor-

geht, weder das Sittliche, noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück ist gut componirt, die Charaktere entschieden gezeichnet, die sechs Personen verwirren sich genugsam durcheinander und die Auflösung beruhigt das hie und da besorgte moralische Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sey mir vergönnt, der Mitschuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor sich nicht lächerlich seyn, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen; auch ist es in der deutschen Literatur geschätzt. So oft es jedoch seit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es sich niemals eines günstigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königstädter-Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals ausweiset. Dieses kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehension hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen, durch etwas beigemischtes Bängliches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heterogenen Elementen bestehend anzusehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darstellung

nicht herabsteigen sehen, und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da droben gern was Besseres gewahr werden; besonders ist dieß die Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Dennoch aber halt' ich dieses Stück für vorzüglich gut und jederman wird es dafür ansprechen, wenn er sich ihm ganz hingibt und sich in der eignen Welt, die es darstellt, behagt, das Mißfallen an einem allzugrellen Neigungswechsel aufgibt und die Menschen nimmt, wie sie ihm der Dichter vorführt. Deßwegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in sich consequent und lebendig ist.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; sie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Gesellschaft durchgehalten werden. Die Eigenthümlichkeit des vornehm geselligen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Acte das Kommen und Gehen kunstreich und gleichsam im Tacte behandelt werden. Ein äußeres Hinderniß der Vorstellung wird auf den meisten Theatern seyn, daß drey Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrscheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzugroß würde. Ja noch gar manches Andere würde ein einsichtiger Regisseur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff: die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht musterhaft ist; da-

her möchte das Stück, da wo es ein einsichtiges Publicum findet, nicht leicht gespielt werden, und wo es gespielt wird, kein competentes Publicum finden.

Alles überdacht, so thäte der Verfasser wohl, es drucken zu lassen. Die deutschen Theater haschen durchaus nach Neuigkeiten, es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben; ich wäre selbst neugierig, welche Regie die Vorstellung zuerst wagte.

Bei'm Lesen und Vorlesen müßte es durchaus gefallen, besonders wenn in einer gebildeten Gesellschaft sechs Personen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verstehen, sich daran gäben ihre Rollen wohl zu studiren und es sodann mit Geist und Leben vorzutragen. Eine solche Unterhaltung würde, sobald mehrere Exemplare vorhanden sind, ich selbst veranstalten. Vielleicht wäre dieß auch der sicherste Weg, diese glückliche Production dem Theater zu empfehlen.

Ferneres über die Hofdame.

Weimar, den 11 December 1825.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu lassen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empirischer Idealität, die sich gewöhnlich in Sinnlichkeit

und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise:

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hofmarschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zuschauer geneigt aufzumerken, deßwegen sie mit großer Umsicht und Sorgfalt zu behandeln ist; ungefähr folgendermaßen:

Der Hofmarschall formalisirt sich über das Geschehene, als über etwas höchst Tadelnswerthes.

Der Fürst entschuldigt den Vorfall durch seine alte wiederaufwachende Jagdliebe; bringt das Beispiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderstehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann schon viele Klagen geführt worden, und schließt, daß der Fall nicht so ganz unerhört sey, daß ein Beispiel in Welschland ihm sey erzählt worden.

Der Hofmarschall kreuzigt und segnet sich vor Welschland, ergeht sich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man sich gewöhne, und gibt dem Umgange mit Künstlern alles schuld.

Der Fürst wendet sich scherzend an Adamar und fordert ihn auf, seine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwidert: man habe die Künstler höchlich zu schätzen, daß sie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, sich die größten Entbeh-

rungen zumutheten, um einer vollkommnen Kunst, dem Höchsten was die Welt je gesehen, unermüdet nachzustreben. (Dieß kann eine sehr schöne Stelle werden und ist mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarschall läßt die Künstler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn sie nach Deutschland kommen. Hier ist heiter und ohne Bitterkeit das Costume der zugeknöpften Schwarzröcke zu schildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürst entgegnet durch Herabsetzung der Hofuniform, die er selbst an hat und die ihm wohl steht. Von einem geistreichen talentvollen Menschen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen.

Der Fürst, als seiner Braut entgegenreitend, muß sehr wohlgekleidet erscheinen und das Auge des Zuschauers muß den Worten des Schauspielers widersprechen.

Der Hofmarschall läßt die Künstlermaske in Italien gelten, nur sollten sie nicht an deutschen Höfen erscheinen. So habe sich neulich der Fürst mit einem ganz familiär betragen, es habe gar wunderlich ausgesehen, wenn Ihre Hoheit mit einem solchen Natursohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen seyen.

Adamar nimmt das Wort, beschreibt Vergnügen und Vortheile die Natur mit einem Künstler und durch

sein gebildetes Organ anzusehen, dagegen verschwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarschall weiß nur allzusehr, daß man sich wechselseitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweise niemals billigen, woraus so unerhörte Begebenheiten, wie man diesen Tag erlebt, entspringen müßten.

Der Fürst tritt nun mit seiner Geschichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forschen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, so daß der Zuschauer neugierig ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden seyn.

So viel von dieser Scene. Gelingt sie, so ist der Beifall dem Stück versichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erste Act des Stücks überhaupt eilt zu sehr und es ist nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuschauer noch seine volle Geduld beisammen hat. Hiebei aber wird vorausgesetzt, daß Vorstehendes nur Vorschlag sey, den der Dichter sich erst aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweise bei sich lebendig werden lasse.

Will er das Gesagte benutzen und seine weitere Arbeit mittheilen, so soll es mir angenehm seyn und ich

werde sodann über die folgende, so wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich sende das Manuscript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieser gedachten Scene, und wünsche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

Die Ursache und Absicht meiner Vorschläge werden dem geistreichen Herrn Verfasser auch ohne weitere Erklärung deutlich seyn.

Briefe eines Verstorbenen.

Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwey Theile.

München, F. G. Franckh. 1830.

Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man sich nicht erst abzumühen braucht um auf ein gewisses Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet der Schmied seines eigenen Glücks zu seyn und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns selbst anzurechnen haben.

Die Briefe sind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reise geschrieben, welche mehr zur Zerstreuung, in Absicht von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens sich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet

sind sie an eine zärtlich geliebte, genau und festverbundene Freundin, die man in kurzem wieder zu sehen hofft.

Der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der, durch ein bewegtes sociales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter, freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.

Als guter Geselle tritt er auf, auch in der nicht besten Gesellschaft, und weiß sich immer anständig zu halten; er bleibt, sowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd, als den herkömmlichen Ausschweifungen der Gelage, sein selbst mächtig, und ist, ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen, rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von

England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare ausführliche Darstellung immer noch eine seltene Erscheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonste, in der größten individuellen Mannichfaltigkeit, vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteyen und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgänglichen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns, ohne ihn, überall abstoßen. Diese Betriebsamkeit der stumpfen Jagdgenossen, diese Trinkstuben, die sich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldsam, weil Er die Zustände erträgt. Man mag sich von ihm, wie von einem lieben Reisegefährten, nicht trennen eben da wo die Umstände die allerungünstigsten sind; denn sich und uns weiß er unversehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erschafft auf einmal, durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe, eine bisher ungeahnete Welt vor den erstaunten Augen. Wie denn seine Reflexionen über künstlerisch zusammengefaßtes Landschaftsbild und eine suc-

cessive, gleichsam cursive Reisemahlerey, als höchst treff-
lich zu achten sind.

Haben wir nun ihn, mit Geduld, durch solche lang-
wierige Pilgerschaften begleitet, so führt er uns wie-
der in bedeutende Gesellschaft. Er besucht den fa-
mosen O'Connell in seiner entfernten, kaum zugäng-
lichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns,
nach den bisherigen Schilderungen, von diesem wun-
dersamen Manne im Geiste entwerfen konnten. Dann
wohnt er populären Zusammenkünften bei, hört den
Genannten sprechen; sodann jenen merkwürdigen Shiel
und andere wunderlich auftretende Personen. Auch
dergleichen Gastmahle schlägt er nicht aus, wo sich ein
oder der andere der gefeierten Tageshelden, zu eignen
Gunsten und Ungunsten, mehr oder weniger auszeich-
net. An der großen irländischen Hauptangelegenheit
nimmt er menschlich billigen Antheil, begreift aber die
Zustände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß
er sich zu heitern Erwartungen sollte hinreißen lassen.

Wenn nun aber auch der menschlichen Gesellschaft
mancher Raum in diesen Briefen gegönnt ist, so nimmt
doch bei weitem die Beschreibung von Gegenden den
größten Theil derselben ein, und drängt sich immer
wieder vor. Eigentlich sind es aber keine Beschreibun-
gen, sondern Durchflüge, die man mit ihm, auf zer-
brechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße machen muß,
und sich daran nur desto mehr ergötzt, als man weder

durchnäßt noch ermüdet, weder ab= noch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zusehen kann.

Warum man aber gern in seiner Nähe bleibt, sind die durchgängig sittlichen Manifestationen seiner Natur; er wird uns durch seinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchst interessant. Es wirkt so angenehm erheiternd, ein wohlgesinntes, in seiner Art frommes Weltkind zu sehen, welches den Widerstreit im Menschen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigste darstellt. Die besten Vorsätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodirt sein Inneres, dergestalt daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch parador ausgedrückter Besserungssinn, unter der Form einer Ehrensache, hervortritt.

Er sagt: wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem Andern gebe und es nicht halte, so muß ich mich mit ihm schlagen, wie wär' es denn, wenn ich mir selbst das Ehrenwort gäbe, dieß und jenes was mich oft reut zu unterlassen, da käm' ich denn doch gegen mich selbst in eine bedenkliche Stellung.

Wäre denn wohl Kant's kategorischer Imperativ, in empirischer Form, gleichnißweise, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder Gefühle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand. Er bescheidet sich,

daß dem Menschen über gewisse Dinge keine deutliche Auskunft gegeben sey.

Der äußere Cultus, den man das Innere zu beschwichtigen anordnet, ist ihm deutlich. Die römische Kirche wie die anglicanische läßt er bestehen, aber unbewunden spricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er sich zu dem was man sonst natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit schon wieder sich zu einer andern Ansicht gewendet hat. Der Frömmeley ist er besonders aufsässig, und einige, wie es jedoch fast scheinen will, von fremder Hand eingeschaltete Aufsätze drücken sich sehr stark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen sich selbst, benimmt er sich durchaus, und die Art wie er sich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt sich seine Person ansehnlich und angenehm, er stellt sich Hohen und Geringeren gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerksamkeit von Frauen und Mädchen besonders erregt, ist wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber, als welterfahrner Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und schicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er sich denn wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger versteht er hie und da verfängliche Geschichten, mit Anmuth und Be-

scheidenheit, wie es die beste Gesellschaft erträgt, schicklich einzuflechten.

Die Reise ist in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt also das Neuste aus genannten Ländern, wie ein geistreicher um- und einsichtiger Mann die Zustände gesehen, uns vor Augen. Nach unserer Meinung gereicht es diesem Werke zu großem Vortheil, daß die zwey letzten Bände vor den zwey ersten erscheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epische Wendung nimmt; denn zu jedem was vorgeht, muß man sich das Vorhergehende denken, welches durch die große Consequenz des Schreibenden, durch sein sicheres Verhältniß zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiste wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erscheint, ohne eben gerade aufrichtig zu seyn.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann selbst aus dem Traume. Man sieht, es ist ein schönes höchst fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren; dem aber, bei lebhaftem Unternehmungsgeiste, nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben ist, daher ihm denn manches mißlungen seyn mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch diese wundersam genialisch-zwecklose, für den Leser zweckerreichende Reise gar zu gut. Denn da wir nicht unterlassen können, englischen und irländischen Angelegen-

heiten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so muß es uns freuen, einen so begabten Landsmann gleichsam als forschenden Abgesandten dorthin geschickt zu haben.

Dieß sey genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so lesenswerthes und gewiß allgemein gelesenes Buch vielleicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines prosaischen Vortrags angerühmt werden kann, besonders in beschreibenden Darstellungen, wohin man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit später brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Besuch in der beschriebenen Versammlung, und die von mir dort gesagten Worte, nebst den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drey oder vier Seiten füllten. Um dir einen échantillon von diesem Genre zu geben, und zugleich mit meiner eignen Beredsamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angepriesen wurde, wie ein Wurm-Doctor seinen Pillen, oder ein Roßkamm seinen Pferden, nie besessene Eigenschaften andichtet. Höre:“

„Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, begab sich der Präsident mit einer Deputation auf des-

sen Zimmer, um ihn einzuladen unser Fest mit seiner Gegenwart zu beehren."

„Bald darauf trat er in den Saal. Sein Ansehen ist befehlend und graciös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und, obgleich von sehr blasser Farbe, ist doch sein Gesicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm seinen Platz am obern Ende der Tafel, und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with propre emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. s. w."

Eben deßhalb werden denn auch die zwey ersten, noch versprochenen Theile sehnlich erwartet werden, besonders von Lesern, welche eben jene Kenntniß der Persönlichkeiten, Namen, Verhältnisse, Zustände, für nothwendiges Complement, auch der schon an sich anonym höchst interessanten Ueberlieferungen, hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, sollte sich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mituntergelaufen sey.

Monatsschrift
der
Gesellschaft des vaterländischen Museums
in Böhmen.

Erster Jahrgang.

Prag, im Verlag des Böhmischen Museums, 1827.

Zwölf Stücke. 8.

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deßwegen gibt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles was sie mittheilt ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannichfaltiges Eine unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen. Es ist ein Land, dessen bei=

nahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends hin verzweigt ist; eine große mannichfaltige Flußregion, fast durchaus von eignen Quellen bewässert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend-sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte, noch immer besteht, theilweise zerstört, theilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und sich in der neueren Zeit durch Vorstädte nach außen fröhlich in's Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichster Kürze darzustellen, welchen Aufschluß uns über ein so wichtiges Innere die verbundene Gesellschaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt ist, so ordnen wir die verschiedenen Theile unter gewisse Rubriken, und wenden uns zuvörderst zu denjenigen, auf welche wir die Statistiker aufmerksam zu machen Ursach' finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieses Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die gesammte Bevölkerung aber, Christen, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeschlossen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergibt sich, daß die Volkszahl seit 34 Jahren fast um den vierten Theil

gestiegen ist; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreise, die Zahl ihrer Einwohner, sowohl die stärkste als geringste, vor Augen gestellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Ursachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Classen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geschlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches sich denn auch in den einzelnen Kreisen abändert, und zu gar angenehmen geographischen und topographischen Betrachtungen Veranlassung gibt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen, und die Durchschnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet, die Langelebenden sind bemerkt, die gewaltsamen Todesarten angezeigt, und sogar nach Kreisen speciell aufgezeichnet.

Wir schließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers Dr. Stelzig, Physicus der Altstadt Prag, und treten seinem geäußerten Wunsche vollkommen bei: „Wer sollte wohl bei'm Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Fortsetzung wünschen, die uns

zugleich auch über den moralischen, physischen und pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklärung geben möchte. Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen, und als Materiale zu einer medicinischen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unsere, besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und diese gegenwärtige vaterländische Zeitschrift damit bereichern."

Bevölkerung der Hauptstadt.

Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erfahrende Wünschenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegt.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumsichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wissen, daß wenn man dem hülfsbedürftigen Menschen irgend eine neue Arzney oder sonstiges Heilmittel anbietet, solche sogleich als universell und in allen Fällen erprobt angesprochen werden, daß aber sodann, wenn sich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerspruchsgeist alsobald Platz gewinnen, und das, was bisher als zuverlässig und unzweifelhaft

angesehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgestellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt sehen wir die Vaccination mit gleichem Schicksale bedroht. Und höchst verdienstlich ist die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne nicht genugsam geprüfte Beispiele zu befestigen trachtet.

Böhmische Bäder.

Am allgemeinsten und unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann. Es ist daher dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was sich daselbst Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieser Quellen geschieht.

Wie wir denn überhaupt wünschen, daß diese Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden seyn, um den Fremden, der sich eine Zeit lang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichts- so wie der Natur-Freund in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geschichte des großen Zwischenreichs in den Jahren 1439 bis 1453

läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hinein sehen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwischen Würdigen und Mächtigen in's Schwanken geräth, und deßwegen sich nach auswärtigen Gewalthabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacky, dessen forschender Fleiß und scharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein kritischer Nachtrag und Angabe der historischen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die früheren und deren Werth und Zuverlässigkeit beleuchtet.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1464.

Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt, seine Stellung zum Lande, zu den Nachbarstaaten, zu der Kirche war höchst schwierig, und als ein großdenkender, überschauender Mann hegt er den Gedanken, der spätern vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging: man müsse einen Fürstenbund schließen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zustand Allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reisediarium, aus dem Böhmischen übersetzt, im natürlichsten Style von einem Gesandtschaftsgenossen verfaßt, ist eins von den unschätzbaren Monumenten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweise keinen Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergibt sich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geist jener Zeit auf's unmittelbarste vergegenwärtigt. Eine gewaltsame, unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse großer und vielgegliederter Familien. Ein gränzenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchst merkwürdig erscheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen: Geld zur Versöhnung der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen; sodann aber Schritte zu Processionen und Wallfahrten. Auch dieses ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den historischen Aufsätzen zeichnet sich dieser vorzüglich aus. Der dreyßigjährige Krieg geht zu Ende, schon sind die Gesandten in Westphalen versammelt, um den gewünschten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Grade in diesem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und besetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau sich dagegen zur Wehre setzen, die Brücke vertheidigen, und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerschaft indessen leidet, ist eine furchtbare Geschichte.

Die Studenten und Professoren der Carolinischen Universität thun sich auf's kräftigste hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und so wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen besorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen sich musterhaft bei'm Löschen. Was aber die Bangigkeit dieser Beschreibung vermehrt, ist das Unbehülfliche beider Parteyen, das sowohl im Angriff als in der Vertheidigung erscheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unser Menschengefühl sich auf der Seite der Belagerten halten muß, so bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre schlaflose Thätigkeit, unterdessen die Feinde,

mit Macht und Ernst gleich anfangs die Stadt zu erstürmen unterlassend, sich rottenweis im Lande umhertreiben, brandschatzen, sengen und verderben.

Bei so großen, lange dauernden, höchst unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten sich davon durch irgend einen anständigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deßhalb aufgesetzte Capitulation gibt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Mensch seinen herkömmlichen Zustand eben so wenig mit Willen, als das Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht ist, doch alles bis auf das Geringste zu erhalten trachtet. Hier nun wird man sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man sieht, wie diese unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, Besitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr sind, doch noch alle Habe beisammen zu erhalten, und ihrer Persönlichkeit die größte Willkür zu sichern gedenken.

Auch ist sie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr scheint der kaiserliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit so viel Muth als Klugheit bisher das militärische Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wissend, daß wer, in den äußersten Fall gesetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erscheint, auch schon verloren ist.

Glücklicherweise macht noch zuletzt der in Westphalen geschlossene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchst

beschädigte Stadt erfreut sich ihres Charakters; der Kaiser, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünstigt Alle, und vergißt es ganz, daß Verschiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo sie vereint für politisches Daseyn und Selbsterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unsre Darstellung verweilen lassen, ist es wohl Zeit, daß wir wieder zurückschreiten, und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Absichten bei den wissenschaftlichen Anstalten der frühsten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unsere Leser an dem tapfern Betragen der Carolinischen Universitätsverwandten Theil genommen, so werden sie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieser Anstalt beschaffen gewesen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu seyn erlauben, indem ähnliche Zustände, Gegensätze und Conflicte bis auf den heutigen Tag gewaltsam zu bemerken sind.

Universitäten zu Prag.

Kaiser Karl IV. kam als ein Prinz aus dem Hause Luxemburg nach Frankreich, und erhielt daselbst die ersten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrschen geborner Mann bemerkte gar bald

die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen auf eine und die andere Weise zur Dienstlichkeit gebracht und der Einfluß der Geistlichkeit vermindert werden; das Erste gelang ihm durch die goldne Bulle später, das Andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Versuch, es war: wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonner ward eine Prager Universität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schweif von Schülern mit sich, damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Daseyn. Die Carolinische Universität, gestiftet 1348, wird nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Karln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen, die Absicht war löblich, der Zweck eines großen Zusammenstrebens erreicht; aber auch die Reibungen vorschreitender Geister bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiöse Männer gesandt, erst Bonifacius, welches der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das strengste an den römischen Cultus hielt. Nun aber kam Wiclef her-

über, gerade im Gegensinn; ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder sich wo es ihm beliebe könne hinbegraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Charakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Conflict wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV. durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab, und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die römisch-katholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und großentheils im Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Carolinische Universität hiezu kein Werkzeug seyn konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet, und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Carolinische Universität bestand aus vier Fa-

cultäten, und übte die Rechte derselbigen aus; der Ferdinandeischen waren aber nur Theologie und Philosophie zugetheilt. Hieraus ergab sich schon ein Mißverhältniß zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, daß auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquistischen und darauf der protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide nicht neben einander bestehen, ihre Wirksamkeiten mußten feindlich zusammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolphs II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entscheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiser Ferdinand II. über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partey ernstlicher betrieben. Die Carolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie incorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am wirksamsten, woher sie am wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom

aus bestätigter Kanzler der Carolina, fand sich in seinen Rechten verletzt, ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz, als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung, die Väter der Societät Jesu seyen, ohne Autorität des päpstlichen Stuhls, keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Carolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deßhalb wieder zurückzustellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Carolina, und deren Selbstständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten sich zwischen dem Prager Erzbischof, der Jesuiten-Societät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen ward ein Vergleich versucht, und nahe zu Stande gebracht. Aber der dreyßigjährige Krieg wüthete dazwischen, und alles gerieth nun in langwieriges Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämmtliche Akademiker, besonders aber die von der Carolina, patrio-

tisch hervor. Kaiser Ferdinand III. begnadigte sie deßhalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Uebergewicht der römisch-katholischen Kirche bald einen möglichen Abschluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, so wie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jederman sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige Absonderung war hiemit für immer gebrochen, und die Carolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; deßhalb man auch dießseits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Karl-Ferdinandeischen. Man bestimmte Rechte und Befugniß des Kanzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften doch möglichst berücksichtigte, und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Function eines modernen Curators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Also bis dahin, wo diese widersprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender von Herrn Professor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufsatz, dem wir in unserm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unsern Tagen vorgeht, deßhalb wir Allen und Jeden, welche berufen sind, sich mit akademischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Capitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren nothwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Nekrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse, bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mittheilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läßt. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen wir die zusammenhängendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Deßhalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mittheilungen nur dankend anrühmen,

sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in später Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines bestimmten Landes werden bei aller Mannichfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsame im Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Professor Millauer gelieferten Notizen über siebzehn verstorbene Mitglieder der Prager theologischen Facultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch sämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweis't sich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergessen kann, katholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man sie nothwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam-Martinitz, des Generals Freiherrn v. Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzeren Anzeigen über die Gelehrten Johann Matscheck und Joseph Dlabatsch, so wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke, gewähren einen reichen Ueberblick mannich-

facher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderem Interesse seyn müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese.

Vom Abbé Joseph Dobrowsky, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltene Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleiß und Herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landes-Kunde von Böhmen zurück, und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den seltneren eines popularen Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat, und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unsres Pertz alsogleich für die böhmische Geschichte seinen Gewinn erliest, vermehrt er rückwirkend den der unsrigen. Seine Bemerkungen über das alte mährische Reich suchen in diese dunkle Verwickelung der bewegtesten, zusammenfließenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth sind gleicherweise die Enträthselung einer bisher unverständlichen Stelle in der

Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft slawischer und nordischer Mythologie, und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II. Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumez später Geiersberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Original-Matrikel der juridisch-kanonischen Facultät der Prager Carolina, so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Held, — worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König Wenzel IV. auf Ertheilung des Decrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, — schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner.

Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Production und Consumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens, einen umständlichen Be-

richt, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberfluß, und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt, und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug, wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithülfe theilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwickelung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Actiengesellschaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken, zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig, für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forstcultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige hieher bezügliche noch unter eigenen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum.

Wie in anderen Theilen des österreichischen Kaiserstaates war auch in Böhmen bei eifriggesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe. Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt, und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint; reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannichfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande, endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte, und

der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Classen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Kaspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder, und einer besondern Classe beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich, und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andere Aneignung.

Zeitschriften.

Neben der böhmischen Sprache besteht die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen, und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise ent-

schiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engern Gränzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverläugnung, als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern böhmischen Literatur, die ja auch eines classischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen seyn. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprüchwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge, werden mit sorgfältigem Fleiße

zum

zum Druck befördert. Indeß schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannichfacher Art, historische, kritische, und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Tschelakowsky, Kollar, Sedlatschek, Swoboda und Andere bilden eine tüchtige Reihe neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu seyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den in's Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindars erste olympische Siegeshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der böhmischen Sprache, so wie von dem Talente des Uebersetzers Machatschek, eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten.

Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, so wie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner wie Herr Hoborsky ist, berechtigen zu den besten Erwartungen; auch finden diese

sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren; betrachtet man sie genauer (es werden auch zugleich Pflanzen vom gräflich Salmischen Garten gegeben), so findet sich, daß die dortigen Gärten den vorzüglicheren anderer Orte gleich sind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Passerina, deuten auf wohlbesetzte Cap-Häuser: die Helicteres, Curcuma, auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Listen in Verhältniß nur wenig, und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England sendet. Einige seltene brasilische erinnern dagegen an Wien, oder sind wohl unmittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am entschiedensten verräth sich aber der Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat May füllt sich das Verzeichniß mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier begegnen, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erstenmal in

ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognostisch=botanisch darstellt. Das Ganze ist deutsch zu Regensburg erschienen, und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine französische Uebersetzung hat eben daselbst Graf Bray herausgegeben. Den Entwickelungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen, nur so viel sey zu sagen erlaubt, daß höhere Ansicht und gründliche Forschung, so wie ruhig besonnene und ansprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs= und Brennstoffe.

Reich an Getreide und großen Waldungen könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothstände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Ersatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu verabsäumen, und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegenern Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatze über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage, und gibt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahr=

hunderts als einigermaßen sich verbreitend ansetzt, und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verursacht, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbau's in Schlesien von da herüberwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte; wenigstens heißen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Brambory, der Angabe nach aus Brandenburger verstümmelt, welcher Namen damals noch den preußischen bei dem Volke überwog. Doch erst in späterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und ist es seitdem in angemessenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchst wichtig, und bei deren Mangel unschätzbar.

Auf gleiche Weise betrachtet der verehrte Verfasser in einem zweyten Aufsatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die böhmischen Waldungen liefern, soll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Ersatzmittels nicht ausschließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen sogar mit England soll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiser-Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von diesen Naturerzeugnissen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatschrift liefert uns eine ausführliche Beschreibung mit

lithographirten Rissen der bei Karlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten steinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Curorte zurückgekehrte Freunde, sowohl wegen seiner kühnen Anlage als sorgfältigen Ausführung, schon vielfach aufmerksam gemacht hatten.

An der Stelle dieser merkwürdigen Brücke befand sich vormals schon eine steinerne mit drey Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwey Pfeilern im Flusse ruhten. Vor diesen Pfeilern hatten sich bei der außerordentlichen Ueberschwemmung in der Nacht zwischen dem 9 und 10 September 1821 sechs oberhalb durch die Fluthen mitfortgerissene hölzerne Brücken und sieben dergleichen Stege aufgethürmt, und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen, und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluß zu verschaffen, und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreyerlei Weise, in Holz, Eisen und Stein projectirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material, und geruhten zu dem Bau 20,000 Gulden Conventionsmünze anzu-

weisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger, rühmlichst bekannten k. k. Straßenbaudirectors Strohbach, durch den umsichtigen Straßenbaucommissär Aloys Meyer im Herbste 1825 begonnen, und mit solchem Eifer betrieben wurde, daß schon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt, welches sich nach Wegnahme des Leergerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet, und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebekings vergleichender Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken (Thl. III. S. 484 dessen Wasserbaukunst), in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1597 mit rothen Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Karl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet.

Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte steinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dieß bei steinernen Brücken mit einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $^1/_5$ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Karlsbader Brücke noch nicht $^1/_7$ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unsrer Erinnerung durch außerordentliche Ueberschwemmungen schon mehr höchstgefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Karlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders sinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren $3^1/_4$ bis $4^3/_4$ Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes, in der Zeitschrift selbst mit besonderem Interesse lesen, und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußeres anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Karlsbad herabkömmt, der k. k. Baudirection zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie.

Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anlässe eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die

Zeiten des Zurücktretens und der Vernachlässigung, welche aller Orten zu überstehen waren, haben auch hier den bessern eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannichfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung gibt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor allem eignes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns dießmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemähldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem Einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galerie-Custos Burde bloß von solchen Oelgemählden des Lukas Kranach angibt, die bisher in dem Heller'schen Verzeichniß der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Conservatorium der Tonkunst.

Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet; diese Gabe wächs't gleichsam freiwil-

lig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weiteren Entwickelung entgegen, zu welcher es beinah' auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannichfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Conservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht, so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Conservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademien

und selbst dramatischen Vorstellungen, lassen auch im Publicum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahr 1826 unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in andrer Art und Richtung, indem er die großen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Componisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so wie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie.

Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar, gemäß den eigenthümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens in doppeltem Daseyn, in einem böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungs-Sphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern

folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu seyn, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen, durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen, ihrerseits recht eigentlich böhmisch.

Unter den letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Karl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich böhmische Stoffe gewählt, und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem großen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten, und schon bei früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von Horimir und dessen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von andrer Seite haben wir aus deutscher Uebersetzung neuere böhmische Sonnete von Kollar kennen gelernt, und da auch deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka in's Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem diesem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß, in Gemäßheit des schon festgestellten Verhältnisses, beiderlei Dichtungszweige, der böhmische wie der deutsche, ihren wahren Grund und Boden, dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben,

Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbstständigste Gestalt tragen. Böhmen ist reich an Denkmalen dieser Blüthenzeit. Die kostbaren Ueberbleibsel seiner alten Literatur, nie ganz vergessen, sind in unsern Tagen unverhofft durch die reichsten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieser Zeit, wo die Liebe zum vaterländischen Alterthum überall neu erwacht ist, Herr Bibliothekar Hanka die Königinhöfer Handschrift, eine Sammlung böhmischer Heldenlieder, die uns auch bereits in deutscher Uebersetzung durch zwey Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen slawischer und böhmischer Volkslieder von Tschelakowsky und andre dahin gehörige Mittheilungen schlossen sich an, und seitdem bereichert sich diese Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieser Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Aussicht, besonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für diese Gegenstände, durch das böhmische Museum so kräftig unterhalten wird.

So häuft sich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unsern deutschen Schätzen solcher Art Aehnliches sehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, dessen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein ist.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark her=

vorströmen zu lassen, und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neueren böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließt, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier ist in Kürze anzumerken, daß die von den böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den bestgebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzüglichste Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Ruhme erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erscheinungen wird verständiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben ist, das Vorübereilende des Tages im Zusammenhang aufzufassen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab, neben dem deutschen Schauspiel auch zu Zeiten ein böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höheren Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergötzt, und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß, und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von solchen Controversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen, sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Ueber wen beschweren sie sich? Ueber Durchreisende, — und wer hat sich über die nicht zu beklagen? — über mißwollende Stadt= und Lands=Genossen, — dieses Geschlecht stirbt nicht aus; also nur im äußersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen, als das Publicum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unsre Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerthe des vorliegenden ersten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit eine übergroße Versammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräsentativen Maßregeln, und wir müssen uns genü=

gen lassen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermaßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, — wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen, und dadurch jede Fortsetzung von unsrer Seite entbehrlich zu machen.

Graf Eduard Raczinsky's
mahlerische Reise
in
einigen Provinzen des osmanischen Reichs,
aus dem Polnischen, durch van der Hagen.

Breslau. 1824.

Ein unterrichteter umsichtiger Weltmann reis't zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Constantinopel; ferner an die asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannichfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns z. B. die Darstellung der allgemein=polizeilichen Vorkehrungen, so wie der fromm=wohlthätigen Privatanstalten, um eine gränzenlose Bevölkerung in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuren,

Wasser zurückstauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten, bis zum einfachsten Schöpfrad, sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten, vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreunde sollte dieß Werk in seiner Sammlung fehlen.

Reisen und Untersuchungen

in Griechenland,

von Bröndsted.

Erstes Buch.

Paris 1820.

Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Keos. Dieses Eiland, bei aller seiner Kleinheit von den frühesten Zeiten her merkwürdig, wegen des Bezugs seiner Lage zu Eubda, dem Athenischen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirge.

Alterthum und Geschichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freilich seit jenem Frühling der Zeiten sehr

zusammengeschmolzene Völkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in sonst glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgesetzt, genöthigt mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und listig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf, durch methodische Untersuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer, an Bau- und Bildwerken so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die langerduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit werden auf's neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren.

Universalhistorische Uebersicht
der
Geschichte der alten Welt
und
ihrer Cultur,
von Schlosser.
Frankfurt. 1826.

Wie oben gedachte beide Werke, den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, so gibt uns dieses den entschiedenen Anlaß uns die frühsten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, Nichtheranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden, und, von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen.

Höchst erfreulich ist es demjenigen der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenlose für den Geist begränzt, und die höchst bedeutende Summe, insofern das Einzelne nur einigermaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt „die Zeichen der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte in's Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen die aus dem Dunkeln in's Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, insofern es möglich ist, zu verwirklichen, warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters „Heinrich Meyers Tabelle, dessen Kunstgeschichte abschließend," in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Mahlerey und Literatur, synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannichfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Wer-

ken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich mir selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte.

Die elegischen Dichter der Hellenen,

von

Dr. Weber.

Frankfurt a. M. 1826.

Eine holde geistreiche Gabe demjenigen, der ohne der griechischen Sprache mächtig zu seyn, immerfort mit jenem einzigen Volke und in dessen früheren und späteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Lesen dieses anziehenden Werks bei mir sich entwickelten, sey ein Weniges mitgetheilt.

Wir sind gewohnt die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art sie auch seyn mögen, in's Allgemeine zu deuten und sie unsern Umständen, wie es sich schicken will, anzupassen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zusammenhang, woraus wir sie gerissen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt sich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und so erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogisch-rigorosen Moralisten einigen Vortheil abzugewinnen gesucht, jedoch immer vergebens, deßhalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten. Erschien er uns doch als ein trauriger ungriechischer Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt seyn, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzusprechen verharrte? Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und frohsinnigen Glieder seiner Landesgenossen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neueste Weltgeschichte belehrt, begreifen wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, seine Vaterstadt, durch Altreiche, herkömmlich Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, ver-

nichtet oder vertrieben; und mit dieser Classe, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun gelangen dessen räthselhafteste Worte zum klarsten Verständniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit, zusammt seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartey in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, in's Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare anmuthige Uebersetzung bestens zu danken haben, so gestehen wir gern, wie sehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet sich abgemessen was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere was auch dem Verfasser wohl zu Gebote gestanden hätte, wird bescheidentlich abgelehnt: deßhalb sich denn daraus alles was man in einem solchen Werke sucht, Anschauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Lesers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferienschriften
von
Carl Zell.

Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort,“ sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen.“ Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen, und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick in's Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an, bis zum letz-

ten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volks- religion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artisti- schen Gesprächen aufgeregt seyn wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt und sie so heiter vorzutragen ver- steht, daß man sich dabei befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun daher bei'm lauten Vortrag weder an sich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Vorlesen weiter fort- schritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

Geschichtliche Entwickelung
der
Begriffe von Recht, Staat und Politik,
von
Fr. von Raumer.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen, und dürfen nicht läugnen daß, gleich ihren Siegen und Künsten, auch ihre Verfassungen uns höchlich interessiren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechsel, dem dieselben unterworfen gewesen, mit dem innigsten Antheil zu betrachten und zu studiren; wir würden ja sonst die Absicht und Bestrebungen ihrer Schriftsteller keineswegs einsehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, so führt es uns durch eine Reihe von Zuständen, Gesinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie so lebhaft gewesen als in unsern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß die uns hieraus zugegangen.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen,

nach

van der Hagens Uebersetzung.

Sieben Bände.

Prenslau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit scheint zwar kein Gesetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu schwanken; aber genau besehen wird sie auf mannichfaltige Weise geregelt: durch Gefühl, durch sittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichsten aber durch den Geschmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtsame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der „Tausend und Eine Nacht" findet sich eine große Abstufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags, und eben jener geheimen Bedingungen denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der „Tausend und Ein Tag" jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerschaften fortzusetzen. Der Stoff scheint unerschöpflich, die Behandlung willkürlich.

Indessen ist doch ein gewisser Kreis geschlossen, dessen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forschenden Geist unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an sich vorübergehen läßt.

Neueste deutsche Poesie.

1827.

Theils unmittelbar von Verfassern und Verlegern, theils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Literatoren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, in's Einzelne zu gehen. Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigner Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und sich in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anschaulich zu machen suche.

For=

:abelle

ductionen

ndlung.	Form.	Effect.
	Im Einzelnen gut.	Ephemer.
tigkeit.	Der Absicht gemäß.	Vorübergehend.
and.	Schließt sich nicht zu- sammen.	Unbefriedigt.
	Kaum zu entziffern.	Abstoßend.
:cht und Sorg-	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen je- nes Widerstreits.
	Geistreich.	Anmuthig.
.	Rhetorisch = poetisch.	Ermuthigend.
	Nicht abgeschlossen.	Immer bei'n: Alten.
g.	Ueberdacht.	Unwirksam.
.	Unrein.	Beunruhigend.
krank.	Mannichfaltig.	Auffordernd.
	Verschwebend.	Täuschend.
	Geschickt.	Eigenartig.
vielleicht nicht ung greifend.	Untadelhaft.	Abzuwarten.

: mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger

Digitized by Google

Forderte man nun, es sollte nebenstehende lakonisch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewissenhaft durchgedacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden; verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus diesem Gesichtspunkte behandelt zu sehen: so läßt sich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll-theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tausenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde, und was könnte sie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich drein sehen, wenn man ihm Beschränkung zumuthete? Würde das Publicum zufrieden seyn, wenn man sein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung heranriefe? Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen. Die allgemeine Weltcultur steht so hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Stoff und Gehalt,

zur Bearbeitung vorgeschlagen.

Es gibt Bücher die sehr lesenswürdig aber nicht lesbar sind; umgekehrt mag der Fall auch seyn, aber von jenen gedenke ich jetzt drey vorzuführen, und hierauf Wunsch und Vorschlag zu gründen.

Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, sein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es sey durch Nachahmen, Umarbeiten, Uebersetzen und wie es sich nur einigermaßen schicken will. Deßhalb ist es beinahe lustig zu sehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen sucht, wodurch denn der Fall entsteht, daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach in's Publicum gebracht wird. Was die scheinbaren Talente dabei gewinnen

und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es ist keine Frage, daß entschieden gute Köpfe dadurch verführt, und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Diesen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorschlag, und empfehle sie ihrer Aufmerksamkeit. Sie sind alle drey von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form, und bieten sich der geschicktesten Behandlung dar. Freilich ist hier die Rede nicht, daß etwas gemacht werde, sondern daß es gut werde: denn zu allen dreyen, wenn man sie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieses zuerst genannten Werkes würde wohl am sichersten glücken; es ist vaterländischen Ursprungs, und wir Deutschen sind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, s abstehend und wunderlich sie auch seyn mögen, mit einem heitern Patriotismus zu versetzen. Auch ist eine solche Behandlung schon angedeutet. Der Referent im literarischen Conversationsblatt 1824, Nr. 153 und 155 hat den Sinn völlig gefaßt, und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. Paris 1824.

Dieses zweyte liegt weiter von uns ab. Es ist eine Art von modern französischem Cellini, ein kühnthätiger Mensch, der es auf eine Weise treibt, daß er sich immer selbst rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouse im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener südfränkischen Lebensweise vor der Revolution bis zu dem Beginne und dem Verlauf derselben. Wir werden von der ersten Erschütterung bis zum entschiedenen Vernichten des mäßig-behaglichen bürgerlichen Zustandes geführt, und da erscheint uns der Hergang fast gräulicher als das concentrirte Unheil der Pariser Gleichzeit. Denn diese macht einen großen welthistorisch-tragischen Eindruck, dessen Erhabenheit das besondere Elend vor unserm Blick verschlingt. Dort aber ist es die einzelne Beunruhigung, sodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach sich steigernd. Wir sehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltsam ansteckenden Krankheit, ein leises Aufregen des untersten wüsten Pöbels, das allmähliche Verbreiten mörderischer, mordbrennerischer Sitten, wodurch ein idyllischer Zustand, insofern er im 18ten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerstört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus diesem Stoffe zu bilden, müßte man von den ersten Theilen das Meiste,

von den letzten das Wenigste nehmen; dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Resultate summarisch-symbolisch auffassen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieses dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichste Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten sich entschlösse, sodann aber eine freie Umsicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern, und deßhalb die klarste Einsicht in jene überseeischen Gegenstände zu gewinnen suchen. Von der frühesten Colonisation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erst mit den Urbewohnern, dann unter sich selbst führten; von dem Vollbesitze an des großen Reiches, das die Engländer sich gewonnen, bis zum Abfalle der nachher Vereinigten Staaten, bis zu dem Freiheitskriege, dessen Resultat und Folgen; diese Zustände sämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Besondern klar seyn. In welche Epoche jedoch er seine Handlung setzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der protestantische Geistliche, der, selbst auswanderungslustig, die Auswandernden an's Meer und dann hinüberführt, und oft an Moses in den Wüsten erinnern würde, müßte eine Art von Doctor Primrose seyn, der mit so viel Verstand als gutem

Willen, mit so viel Bildung als Thätigkeit bei allem was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß was er thut, von seiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige was er sich vorsetzte, durchzuführen genöthigt wird, und erst am Ende zu Athem kommt, wenn aus gränzenlosem Unverstande und unübersehbarem Unheil sich zuletzt noch ein ganz leidliches Daseyn hervorthut.

Was den Personenbestand betrifft, so hat weder ein epischer noch dramatischer Dichter je zur Auswahl einen solchen Reichthum vor sich gesehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile stehen ihm zu Gebote, er kann sie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er seine Favoriten günstig untergebracht hat, die übrigen stufenweise mit sehr mäßigen Zuständen sich begnügen lassen.

Ich behalte mir vor die Lösung dieser Aufgaben, insofern ich sie erleben sollte, so gründlich als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienste des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenschaft zu geben.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein Jeder welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber den Jüngern einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Innern vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen, überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche, denn Viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie

schwer

schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir bei'm Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt, und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwickelung sich freuen. Und so sey mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich

in dieser Art gewirkt; es entspringt daraus gewissermaßen eine Naturdichtung, und nur auf diese Art ist es möglich Original zu seyn.

Glücklicherweise steht unsere Poesie im Technischen so hoch, das Verdienst eines würdigen Gehalts liegt so klar am Tage, daß wir wundersam erfreuliche Erscheinungen auftreten sehen. Dieses kann immer noch besser werden und niemand weiß wohin es führen mag; nur freilich muß jeder sich selbst kennen lernen, sich selbst zu beurtheilen wissen, weil hier kein fremder äußerer Maßstab zu Hülfe zu nehmen ist.

Worauf aber alles ankommt, sey in Kurzem gesagt. Der junge Dichter spreche nur aus was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch seyn möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Facilität des rhythmischen Ausdrucks sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälliges ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, sprech' ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dieß Erlebte euch gefördert habe?

Ihr seyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod, verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert.

Man halte sich an's fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweis't sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Augsburg: Gedruckt in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sechs und vierzigster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's
nachgelassene Werke.

Sechster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Inhalt.

Auswärtige Literatur und Volkspoesie.

I. Altgriechische Literatur.

II. Französische Literatur.

III. Englische Literatur.

IV. Italiänische Literatur.

V. Orientalische Literatur.

VI. Volkspoesie.

Auswärtige
Literatur und Volkspoesie.

I.

Altgriechische Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie schwer es ist sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten, besonders wenn die Aufgabe so gestellt ist, daß man sich in höhere, uns unerreichbare Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Versuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohl gelungen sey. Ich will hier nur an den Euripidischen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegengesetzt hatte.

In jenem Bestreben, es sind nunmehr gerade funfzig Jahre, bin ich immer fortgeschritten und auf diesem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse, und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich

nur als Einlösungs- und Anticipations-Schein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war ich daher zu lesen und zu hören: daß über den herrlich überschwenglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrensposse sey gegeben worden. Wie mir aber gelang mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen sey hier gesagt, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als geselliges Volk gern sprachen, als Republicaner gern sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß dieselbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieses Element war dem dramatischen Dichter höchst willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchsten menschlichen Interessen vorzuführen und das Für und Wider verschiedener Parteyen, durch Hin- und Wiederreden kräftig auszusprechen hatte. Bediente er sich nun dieses Mittels zum höchsten Vortheil seiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen obgleich imaginären Ernste, so war es ihm für das Lustspiel beinahe noch willkommener: denn indem er die niedrigsten Gegenstände und Handlungen durch hohes Kunstvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, so brachte er etwas Unbegreifliches und höchst Ueberraschendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenlosen wendet sich der Gebildete mit Abscheu weg, aber er wird in Erstaunen gesetzt wenn es ihm dergestalt gebracht wird, daß er es nicht abweisen kann, vielmehr solches mit Behagen aufzunehmen genöthigt ist. Aristophanes gibt uns hievon die unverwerflichsten Zeugnisse und man kann das Gesagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künstliche Rede des gebildeten Ulysses hinweis't, der doch den Fehler begeht nicht zu denken, daß er mit dem rohesten aller Wesen spreche; der Kyklope dagegen argumentirt mit voller Wahrheit aus seinem Zustande heraus und indem er jenen ganz entschieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunst in Erstaunen gesetzt und das Unanständige hört auf es zu seyn, weil es uns auf das gründlichste von der Würde des kunstreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns also bei jenen als Nachspiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Possen- und Fratzen-Stück nach unserer Art, am wenigsten aber eine Parodie und Travestie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verse verleiten könnten.

Nein! bei den Griechen ist alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derselbe Marmor, dasselbe Erz ist es das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geist der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und in's Gemeine verschleppt, woran wir immer ein Symptom sehen, daß die Nation die daran Freude hat auf dem Wege ist sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in gleicher Linie mit dem tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise gibt, die durch alles was von den Griechen ausgegangen hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus Zeiten, hat sich so eben, zwey Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zeichen.

Dagegen hat sich auf Mauergesteln ein Kauz nieder=gesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida; auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie oben im Adler und Kauz zwey Naturgegenstände einander gegenüber gesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das griechische Gedicht im hohen Styl, sich selbst darstellend, nur das Nothdürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Urüberlieferungen sich gründend; das englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes in's Romantisch=dramatische.

Hiebei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten schon zur Prosa herabgezogenen nur halb dichterischen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen eben so gründlichen Ernst, ein eben so entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen werden.

Die tragischen Tetralogien der Griechen,

Programm von Ritter Hermann 1819.

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreyfache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweyten darauf sich schreckliche Folgen in's Ungeheure steigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweyten Klytämnestra und Aegisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Mutter=Mörder durch das Athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deßhalb eine große städtische ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen seyn.

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmüthig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er gibt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Tri= oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine

Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig seyn; das zweyte, durch Chor und Gesang, Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen; das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen seyn durfte als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unseren Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener ersten Art an Schillers Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte; der Stoff war nicht zu übersehen, und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und nach selbst gegen seinen Willen in mehrere Theile. Der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige heitere Satyrstück: das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch

nennen, und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben, und uns die italiänische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation, als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drey Acten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drey Abtheilungen erschienen zwey Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst; das erste heroisch, das zweyte in's Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Act der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu: denn wir sahen, in etwas mäßigern Verhältnissen, Goldonische dreyactige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweyactige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit ein-

ander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Act der Komödie, die bekanntbeliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben so ließ man sich, nach dem glänzenden Finale dieses Singactes, den zweyten Act des prosaischen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine musikalische Abtheilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Act des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauspieler, compromittirt durch seine sangreichen Vorgänger, nahm nun alles was er von Talent hatte zusammen, und leistete, durch die Ueberzeugung seinen Zuschauer im besten Humor zu finden selbst in guten Humor versetzt, das Erfreulichste, und der allgemeine Beifall erscholl bei'm Abschluß auch dieser Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that wie der vierte Abschnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hause zu schicken.

Nachlese zu Aristoteles Poetik.

Ein jeder, der sich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunst überhaupt, besonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird sich einer Stelle des Aristoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß sie sich über ihre Bedeutung völlig hätten verständigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich scheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß sie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den genannten Leidenschaften das Gemüth des Zuschauers reinigen solle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am besten durch eine Uebersetzung derselben mittheilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid

und

und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt."

Durch vorstehende Uebersetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle in's Klare gesetzt zu sehen, und füge nur folgendes hinzu: wie konnte Aristoteles in seiner, jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Construction des Trauerspiels redet, an die Wirkung, und was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde? Keineswegs! Er spricht ganz klar und richtig aus: wenn sie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen.

Er versteht unter Katharsis diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geschieht sie durch eine Art Menschenopfer, es mag nun wirklich vollbracht, oder unter Einwirkung einer günstigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöst werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons, genug, eine Söhnung, eine Lösung ist zum Abschluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk seyn soll. Diese Lösung aber, durch einen günstigen, gewünschten Ausgang bewirkt, nähert sich schon der Mittelgattung, wie die Rükkehr der Alceste;

dagegen im Lustspiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung sind, die Heirath eintritt, die, wenn sie auch das Leben nicht abschließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abschnitt macht. Niemand will sterben, jederman heirathen, und darin liegt der halb scherz- halb ernsthafte Unterschied zwischen Trauer- und Lustspiel israelitischer Aesthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu solchem Zwecke benutzt: denn es gibt wohl keine höhere Katharsis als der Oedipus von Colonus, wo ein halbschuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämonische Constitution, durch eine düstere Heftigkeit seines Daseyns, gerade bei der Großheit seines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung, den ewig unerforschlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, sich selbst und die Seinigen in das tiefste unherstellbarste Elend stürzt, und doch zuletzt noch aussöhnend ausgesöhnt, und zum Verwandten der Götter, als segnender Schutzgeist eines Landes eines eigenen Opferdienstes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig, noch ganz schuldfrei darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis bloß stoffartig, und der ermordete Bösewicht z. B. schiene nur der ganz gemeinen Justiz entgangen; im zweyten Falle ist sie nicht

möglich: denn dem Schicksal oder dem menschlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzuschweren Ungerechtigkeit zur Last.

Uebrigens mag ich bei diesem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemisch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man sich mit Auslegung dieser Stelle bisher beholfen. Aristoteles nämlich hatte in der Politik ausgesprochen: daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erst aufgeregten Gemüther wieder besänftigt würden, und also auch wohl andere Leidenschaften dadurch könnten in's Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede sey, läugnen wir nicht; allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind stoffartiger, wie solches Händel in seinem Alexandersfest durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein nach sittiggalanter Polonaise aufgespielter Walzer die sämmtliche Jugend zu Bacchischem Wahnsinn hinreißt.

Die Musik aber, so wenig als irgend eine Kunst, vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was sie aber vermögen und wirken, das ist eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen, und einem vagen unbestimmten Zustande entgegenführen; diesen liebt die Jugend, und ist daher für solche Productionen leidenschaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unserm Anfang zurück, und wiederholen: Aristoteles spricht von der Construction der Tragödie, insofern der Dichter, sie als Object aufstellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeschlossen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen; die Verwickelung wird ihn verwirren, die Auflösung aufklären, er aber um nichts gebessert nach Hause gehen; er würde vielmehr, wenn er ascetisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er eben so leichtsinnig als hartnäckig, eben so heftig als schwach, eben so liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und so glauben wir alles, was diesen Punkt betrifft, gesagt zu haben, wenn sich schon dieses Thema durch weitere Ausführung noch mehr in's Klare setzen ließe.

P l a t o,
als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Uebersetzung veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er gestehen müßte, daß für alle seine Brüder eben so wie für ihn gesorgt wäre; ein besonderes Buch, ein besonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet und auf diesem allein sollen alle zum Heil gelangen.

Wie sehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche sich einer ausschließenden Lehre ergeben hatten, wenn sie auch außer ihrem Kreise vernünftige und gute Menschen fanden, denen es angelegen war, ihre moralische Natur auf das vollkommenste auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch diesen eine Offenbarung und gewissermaßen eine specielle Offenbarung zuzugestehen?

Doch es sey! diese Meinung wird immer bei denen bestehen, die sich gern Vorrechte wünschen und zuschreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Er=

kenntniß seiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So ist denn auch Plato früher schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nöthig bei einem solchen Schriftsteller, der bei seinen großen Verdiensten den Vorwurf sophistischer und theurgischer Kunstgriffe wohl schwerlich von sich ablehnen könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände unter welchen er geschrieben, der Motive aus welchen er geschrieben, seyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn lies't nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen, — das leisten viel geringere Schriftsteller — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen was andere seyn konnten, sondern die Erkenntniß dessen was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Uebersetzer bei uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrscheinliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes selbst kürzlich vorgelegt hätte?

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine

Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein auf etwas, sondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln, und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers seyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platonischen Sokrates, denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Sokrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Declamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der Homerischen Gedichte und der so eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Diesen Jon gibt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als einen der zwar die Homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr um die

darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären, mehr bei dieser Gelegenheit etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Zuhörer dem Geist des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Mensch seyn, der aufrichtig gesteht, daß er einschlafe wenn die Gedichte anderer Poeten vorgelesen oder erklärt würden? Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu seinem Talente gekommen seyn. Wahrscheinlich begünstigte ihn eine gute Gestalt, ein glückliches Organ, ein Herz fähig gerührt zu werden; aber bei allem dem blieb er ein Naturalist, ein bloßer Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerke gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch herumdrehte und sich dennoch für einen Künstler hielt und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Tropf nimmt der Platonische Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst gibt er ihm seine Beschränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homerischen Detail wenig verstehe, und nöthigt ihn, da der arme Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erkennen der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Wenn das heiliger Boden ist, so möchte die Aristophanische Bühne auch ein geweihter Platz seyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernst ist den Jon zu

bekehren, so wenig ist es des Verfassers Absicht den Leser zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon sollte in seiner ganzen Blöße dargestellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beschämte Rhapsode; denn mit der Poesie hat das ganze Gespräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in diesem Gespräch, wie in andern Platonischen, die unglaubliche Dummheit einiger Personen auf, damit nur Sokrates von seiner Seite recht weise seyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poesie gehabt, so würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken spricht, besser verstehe, der Wagenführer oder der Rhapsode? keck geantwortet haben: gewiß der Rhapsode, denn der Wagenlenker weiß nur ob Homer richtig spricht; der einsichtsvolle Rhapsode weiß ob er gehörig spricht, ob er als Dichter, nicht als Beschreiber eines Wettlaufs, seine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epischen Dichters gehört nur Anschauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles was sie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht mystificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung seine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künsten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuster von der Sohle urtheilen darf, denn der Künstler findet für nöthig subordinirte Theile höhern Zwecken völlig aufzuopfern.

So habe ich selbst in meinem Leben mehr als Einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch recht die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Diese Fictionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetische Aeußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz wo sie stehen zweckmäßig seyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen, so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der eben kein dichterisches Genie hat, einmal ein artiges lobenswerthes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gesteht dem Haß zu daß er das Genie supplire, und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig sein Talent im höchsten Grade zu zeigen, und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte

zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich bequemer ist vornehm hinweg zu sehen, als das was sie leistet mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem Platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzneykunde und Fischerey bekannt hat, zuletzt doch behauptet daß er sich zum Feldherrn besonders qualificirt fühle. Wahrscheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen aber albernen Individuums, eine Grille, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homerischen Helden angewandelt seyn mochte, und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind als Jon sich hier zeigt? ja wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sey?

Mit wahrer Aristophanischer Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder, der nun freilich sehr betäubt dasteht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwischen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweise nach dem letzten greift und sich auf eine sehr verblüffte Art höflich

bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig! wenn das heiliges Land ist, möchte das Aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander setzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Ueberzeugung, oder nur discursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit ist vorbei da die Sibyllen unter der Erde weissagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Phaethon,

Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden: durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben in's Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüſst;
5. Die Gluth des Königs aber wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäſsigt sie.

Klymene. Phaëthon.

Klymene.

So bist du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht, doch einer Göttin soll ich nahn
35. Als Gatte, diefs beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte sich des Weibs,
Verkaufend seinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn! soll ich es sagen? dieses fürchte nicht.

Phaëthon.

Was mich beglückt zu sagen, warum zauderst du?

Klymene.

40. So wisse denn, auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und wessen?

Klymene.

Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Rosse hergestellt erregt,
Geweckt von Eos hochbestimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.

Phaëthon.

45. Wie? Mutter, darf ich willig glauben was erschreckt.
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Werth,
Wenn diefs mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Kly-

Klymene.

Befrag' ihn selber: denn es hat der Sohn das Recht
50. Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, dafs umarmend er mir zugesagt:
Dir Einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, dafs Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, so log die Mutter dir.

Phaëthon.

55. Wie find' ich mich zur heifsen Wohnung Helios?

Klymene.

Er selbst wird deinen Leib bewahren der ihm lieb.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit sprächst.

Klymene.

O glaub' es fest! Du überzeugst dich selbst dereinst.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
60. Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palast
Nahn schon die Dienerinnen, die des schlummernden
Erzeugers Zimmer säubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländischen
Gerüchen des Palasts Eingang zu füllen gehn.
65. Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erhoben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres sprach.

(Beide ab.)

Hier ist zu bemerken, daß das Stück sehr früh angeht, man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum sehr viel zusammenpreßt. Es ließen sich hievon ältere und neuere Beispiele wohl anführen, wo das Dargestellte in einer gewissen Zeit unmöglich geschehen kann und doch geschieht. Auf dieser Fiction des Dichters und der Zustimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatische Zeit- und Orts-Einheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor spricht von der Gegend und was darin vorgeht ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall singen, wobei es höchst wichtig ist, daß ein Hochzeitgesang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise, weckt mir den König nicht!
70. Morgenschlaf gönn' ich jedem,
Greisem Haupt zu allererst.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk.
Noch weint im Hain Philomele
75. Ihr sanft harmonisches Lied;
In frühem Jammer ertönt
Itys, o Itys, ihr Rufen!
Syrinx Ton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Musik:

80. Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
85. Tönt des melodischen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag,
Aufziehn sie die Segel,
90. Aufbläht sich bis zum mittlen Tau das Segel.
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn: denn den Dienern
95. Schwillt freudig der Muth bei der Herrschaft
Sich fügenden Festen —
Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
100. Den betend ich sonst ersehnt,
Daſs mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sey vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
105. Drum tön', o Weihlied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon,
Her schreiten die dreye verbunden! O schweig'
Mein Mund in Ruh'!

110. Denn Grofses bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin gibt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süfsen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
115. Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entspriefse,
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
120. Diefs Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt seyn konnte. Ein Vater der seinem Sohne ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunsten des Ehestandes gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaëthon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen daß der Sohn in seine Fußstapfen trete; da könnten wir denn diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaëthon.

Es sey gesagt! den Reichen ist es eingezeugt
Feige zu seyn; was aber ist die Ursach' deſs?
125. Vielleicht daſs Reichthum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen seyn, auf diese Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Costume seiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig

und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg, seinen göttlichen eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit, er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufstürmen, ganz nah da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hinderniß uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse, und machte mit der vorhergehenden einen Contrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen wie sich selbst, der himmlische muß ihn abhalten sich ihm gleich zu stellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes: wir nehmen an, daß Phaethon hinabgehend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, seine Kräfte weit Uebersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht folgendes schließen: die Anerkennung ist geschehen, der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus.

Den Thoren zugesell' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt sich muthmaßen daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch in's Politische spielt, da Ovid nur menschliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaëthon.

130. Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drey aber wohl. Ein einziger Vorstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweyter auch ist Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sey verhandelt worden. Der Sohn ungeduldig zuletzt mag thätlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o mein Sohn! den Wagen nicht
135. Besteige, Lenkens unbelehrt.

Es scheint Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaëthon.

Den schlanken Bogen hass' ich, Spiefs und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihn sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So siehst du obenum den Aether gränzenlos,
140. Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

ferner:

So fahre hin! den Dunstkreis Libyens meide doch,
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicher Weise durch ein Bruchstück benachrichtigt wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sey und also einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend rührte die Zügel Phaëthon
145. Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, sie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, schreitend nah dem Seitenross,
Verfolgte warnend: dahin also halte dich!
So hin; den Wagen wende dieserwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh schon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zugesehen, ja sodann, als die Erscheinung an ihnen vorbeistürmt, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergibt sich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung wie die heilige Ehestandsfeier nun vor sich gehen soll. Erschreckt wird aber die Menge durch einen Donnerschlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen scheint. Sie erholen sich obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Katastrophe, daß Phaeton von dem Blitze Zeus getroffen, nah vor seiner Mutter Hause niederstürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch sonderlich gestört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen, lakonischen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Universum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicher Weise meistens erhalten ist.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaëthon).

150. Erinnys ist's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf
empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten
Sohn! —
O rasch! Ihr hört ja wie der Hochzeit Feiersang
Anstimmend mein Gemahl sich mit den Jungfraun
naht.
155. Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes
Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden
stahl!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschliefsen mir alleinig angehört.
160. O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weifs.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir
165. Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süfsen Verein den Jungfrauen,
Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier;
Dank auch bring' ich dem Knaben,
170. Denn du hüllst in ätherischen Schleier,
Dafs er leise vereint.

Ihr beide führt
Unserer Stadt grofsmächtigen König,
Ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
175. Palast zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o gesegneter noch als Könige,
Der die Göttin heimführt,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
180. Hoch sich preisen hört!

Merops.

Du geh' voran uns! Führe diese Mädchenschaar
In's Haus und heifs' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht Hymnen singend um das Haus und Hestia's
185. Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet seyn mufs — — — — — — —
— — — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

190. O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den schnellen Fufs; denn wo des Goldes Schätze du,
Die herrlichen, bewahrest, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegen dringt.
An leg' ich rasch das Auge; doch nicht Flammen sieht's.
195. Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach,
O eile selbst hinein, dafs nicht Hephästos Zorn

Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palast
Aufloht am frohen Hochzeittage Phaëthons!

Merops.

Was sagst du? Sieh denn zu ob nicht vom flammenden
200. Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Rein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weifs meine Gattin, oder weifs sie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es schafft aus unbedeutendem
205. Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.
Doch du des Feuers Herrin, o Persephone,
Und du, Hephästos, schützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! wohin eilt
Mein beflügelter Fufs? Wohin?
210. Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam geheim.
215. Nicht mehr verborgen bleibt Zeus Wetterstrahl,
Nicht die Gluth mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.

O Gottgebeugte! Welch ein Jammer stürzt auf dich?
Tochter Okean's
Eile zum Vater hin,
220. Fasse sein Knie
Und wende den Todesstreich von deinem Nacken!

Merops.

O Wehe! — Weh!

Chor.

O hört ihr ihn, des greisen Vaters Trauerton?

Merops.

O weh! — mein Kind!

Chor.

225. Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Thränen nicht mehr schauen kann.

Nach diesen Wehklagen erholt man sich, bringt den Leichnam aus dem Palast und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wissen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143—149 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

— — — — — — — doch der Liebste mir
Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

Zu Phaethon des Euripides.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles was von diesem edlen Geist- und Zeit-Verwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichsten Productionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, und ich entschließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also: aus einer Göttlingischen Uebersetzung der von R. Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken,

die der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweytem Theil S. 415 hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drey verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einigermaßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstücken.

Anfang und Ende sind glücklicher Weise erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene, Phaethon.

Dem Jünglinge widerstrebt's eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet seyn will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch

er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes sey; der kühne Jüngling will es sogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Frischeste Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Gewerbsbewegung über Land und Meer, leise Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeschäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weist.

Merops, Phaethon.

Zarteste Situation, deren Ausführung sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Interesse ist verschieden ohne sich gerade zu widersprechen; der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Versuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Festleute

sammelt und ordnet sich wie der Zug vorschreiten soll; dieß gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und charakteristischer Bewegung.

Von hier aus begeben wir uns gern zu dem Rastorte des Helios.

Helios, Eos.

Die unruhige schlaflose Göttin treibt den Helios auf-

aufzufahren; er versagt sich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit schönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen, wir werden erinnert an den ersten Gesang des Chors.

Helios, Phaethon.

Heftig schnelle Verhandlung zwischen Vater und Sohn; letzterer bemeistert sich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palast des Merops.

Chor der Festleute,

mitten in dem Vorschreiten der Festlichkeit, Donnerschlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Klymene, nächste Dienerinnen.

Phaethons Leichnam wird gefunden und versteckt.

Chor der Vorigen.

Hat sich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben diese Functionen fördernd.

Diener.

Brandqualm im Hause verkündend.

Nächste Dienerinnen.

Jammer des Mitwissens.

Klymene, Leichnam.

Es geschieht die Bestattung.

Ein Bote.

Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet was zu wissen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchst Wünschenswerthen entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen; ich wünsche Glück denen die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist.

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt, und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäßeste Weise ergötzt und belehrt.

Euripides' Phaethon,

noch einmal.

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen ist, fügt sich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bei jener versuchten Restauration des Euripidischen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen lassen, indem wir die Freunde bitten die fragliche Stelle gefällig vorher nachzusehen.

Als am Ende des vorletzten Acts, um nach unserer Theatersprache zu reden, Phaethon von seinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unsere Einbildungskraft auf seiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen recht in's Auge fassen, mit Furcht und Entsetzen. In des irdischen Vaters Hause jedoch gehen die Hochzeitsanstalten immer fort; schon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erschallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerschlag, der Sturz des Unglückseligen aus der Höhe geschieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben

angeführter Restauration wagte man schon folgende Vermuthung. „Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein bei heiterm Himmel herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann alles wieder vorbei wäre: denn sobald Klymene den todten Sohn versteckt hat, ja sogar inzwischen fährt der Chor in seinem Festgesange fort.“

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von diesem Philosophen wird gemeldet: „er habe behauptet die Sonne sey eine durchglühte Metallmasse, *μύδρος διάπυρος*,“ wahrscheinlich wie der aufmerkende und folgernde Philosoph sie aus der Oesse halbgeschmolzen unter den schweren Hämmern gesehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgesagt und zwar werde derselbe aus der Sonne herunter fallen. Daher habe auch Euripides, der sein Schüler gewesen, die Sonne, in der Tragödie Phaethon, einen Goldklumpen genannt: *χρυσέαν βῶλον*.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht vollständig übrig geblieben, so können wir doch, indem dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht sowohl von der Sonne, sondern von dem aus ihr herabstürzenden brennenden Jüngling die Rede sey.

Man überzeuge sich, daß Phaethon, den Sonnen=

wagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identisch mit der Sonne gedacht werden müsse; daß ferner Zeus in der Tragödie die unselige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemahlt, zu verhüten, zugleich aber einen enggehaltenen lakonischen Hergang der Tragödie zu begünstigen, mit dem Blitz alsobald drein geschlagen. In der Verflechtung eines solchen Augenblicks ist es gleichlautend ob die Sonne selbst, oder, sich absondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen, oder der wagehalsige Führer als entzündetes Meteor herunterstürze. Höchst willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieses Zweydeutige gewesen seyn um seine Naturweisheit hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereigniß war von großem theatralischem Effect und doch nicht abweichend von dem wie es in der Welt herzugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerschlag nicht irre machen lassen, wenn er sich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen wie das Fragment von Markland (Beck's Ausgabe des Eurip. Thl. II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von *χρυσέᾳ βάλλει φλογί* hielt und darüber von Porson zu Eurip. Orest 971 belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht seyn, weil sich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: Celebrant

Graeci Anaxagoram — praedixisse quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches und zwar dessen achtem Capitel, spricht bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältniß folgendes aus: es hätten einige der Pythagoräer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne dergleichen bei dem Untergang Phaethons niedergefallen sey.

Hieraus ergibt sich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verknüpfung gedacht haben.

Die Bacchantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebaischen Herrschers Cadmus, in Hoffnung dem Viel-Vater Zeus einen Sohn zu bringen ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daseyns gewürdigt. Auf seinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimnisse des Rhea-Dienstes bald eingeweiht, ergibt er sich ihnen und fördert sie aller Orten, ingeheim einschmeichelnde Mysterien, öffentlich einen grellen Dienst unter den Völkerschaften ausbreitend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie von lydischen enthusiastischen Weibern begleitet in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt seyn und Göttliches erregen. Sein Großvater Cadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tiresias sind der heiligen Weihe günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Cadmus von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religions-Neuerungen und will sammt den Thebanern und Thebanerinnen einen

göttlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar gibt man zu: er sey ein Sohn der Semele, diese aber, eben deßwegen weil sie sich fälschlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuerstrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydischen Frauen auf das schmählichste; dieser aber weiß sich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und dagegen Agaven mit ihren Schwestern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und von begeisterter Wuth angefacht nach dem ominosen Gebirg Kithäron, woselbst der verwandte Aktäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten sie sich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, sondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen sind; Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weise gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnsinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, sie belauschend von seiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erschlagen und zerrissen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrsus gesteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Cadmus, der eben des Sohnes Glieder kümmerlich aus den Gebirgsschluchten gesammelt hereinbringt, begegnet sie, rühmt sich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt das sie zu tragen wähnt, und verlangt

in ihrem Uebermuth ein großes Gastmahl angestellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Cadmus.

O Schmerzen! gränzenlose, nicht dem Blick zu schaun,
Todtschlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag diefs den Göttern hochwillkommnes Opfer seyn;
Zum Gastmahl aber rufst du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, dir zuerst und mir sodann:
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Mafs,
Obschon Verwandte zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düster lustlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich seyn, nach mütterlichem Vorgeschick,
Wenn er thebaisch-jungem Volke zugesellt
Auf Thiere strebt. Mit Göttern aber liebt er sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befass' er sich.
Wo ist er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, dafs er schaue mich Glückselige!

Cadmus.

Weh! weh! erfahrt ihr jemals was ihr da gethan;
Schmerz wird euch schmerzen, grimmig! bleibt ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber ist Unrechtes hier, und Kränkendes?

Cadmus.

So wende mir zuerst dein Auge ätherwärts.

Agave.

Wohl denn! Warum befiehlst du mir hinaufzuschaun?

Cadmus.

Ist er wie immer, oder siehst du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Cadmus.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weiſs nicht was du sagen willst, doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber als es war.

Cadmus.

Vernimmst mich also deutlich und erwiderst klug?

Agave.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

Cadmus.

In welches Haus denn kamst du bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Cadmus.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entsprang aus unser beiden Einigkeit.

Cadmus.

Und wessen Antlitz führst du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Cadmus.

So blicke grad' auf, wenig Mühe kostet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Cadmus.

Betracht' es nur, und lerne deutlich was es ist!

Agave.

Das gröſste Leiden seh' ich Unglückselige.

Cadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint dir dieſs?

Agave.

Nein, nicht! von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Cadmus.

Bejammert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tödtet' ihn? wie kam er doch in meine Faust?

Cadmus.

Unsel'ge Wahrheit! wie erscheinst du nicht zur Zeit.

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Cadmus.

Du, du erschlugst ihn, deine Schwestern würgten mit.

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hause, drauſsen, wo?

Cadmus.

Von seinen Hunden wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Cadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Cadmus.

Ihr ras'tet, ras'te bacchisch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionysos, er verdarb uns, diefs begreif' ich nun.

Cadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Homer, noch einmal.

Es gibt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer auf's neue entwickelt. Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß; so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den frühern Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu bestätigen wußte; neuerlich aber ergibt sich eine größere Versatilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwey Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dieß für die wünschenswertheste Erscheinung.

So haben wir z. B. in Beurtheilung alter Schrift-

steller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgestellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichtersinne entquollene Gottesgeschöpfe vorzustellen. Und dieß geschieht denn auch im Zeitgeiste; nicht verabredet noch überliefert, sondern proprio motu, der sich mehrfältig unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorthut.

II.

Französische Literatur.

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahres 1804 vertraute mir Schiller: es sey ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sey geneigt dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung in's Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publicum nicht greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich ja unthulich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche, verhinderten das Vorhaben; Schil-

ler verließ uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderots an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte, und deßhalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, nach dessen deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder in's Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erschien im Jahre 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, und machte wie billig großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen:

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, maitre des requêts au Conseil du roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Géniès, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften sie für das Ori-

ginal auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse, so wie eingeschaltete den Uebersetzern eigne Stellen, konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug man glaubte eine Zeit lang das Original zu besitzen, bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots, in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezüchtigen lassen, und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Contestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Brière wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27 July 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Neffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Production ist so treu, wie der Sohn des Colmarschen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um darnach Diderots Arbeit originalmäßig wieder herstellen zu können.

„Indessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck einer Copie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des

Verfassers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderots einziger Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxemburg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet und, indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zugeschickt, gar bedeutende Beweise von französischer Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächst aber zeigt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Uebersetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterey erklärt. An die innern Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgewiesen haben, und eine würdige Dame so gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet sich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht sprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, sey es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha, oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwischendurch erinnern muß, ist dieß, daß das Manuscript nicht nach Gotha gekommen seyn kann, weil ich bei meinen dortigen besonders literarisch vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuscript nach Petersburg an Ihro

Majestät die Kaiserin Katharina gelangt, die Copie, nach der ich übersetzte, schien dort genommen und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

„Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderotischen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte; so konnte ich demselben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

„Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken hiemit meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie sey, wornach ich übersetzt. Schon empfand ich dieß gleich bei'm ersten Lesen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

„Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen. — Weimar, den 16 October 1823.“

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersetzlichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er besteht darin daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen reinen Leitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen ineinander einsichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Juwel, als das schon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende, sich doch endlich wieder gefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zuwendete, entsprang wohl aus der frühern Bekanntschaft mit Diderots Werken in dem Augenblick da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respectable Correspondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchlich gesteigert. Stückweise kamen La Religieuse

so wie Jacques le Fataliste, in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander folgenden Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben und in jenem Kreise zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsre Tagblätter bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschähe. Uns aber wurden jene gehaltschweren Abtheilungen nach und nach zugezählt und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun den Gehalt dieser successiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzusprechen; wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographischen Heften schon gestanden habe, mit der französischen Literatur durchaus befreundet worden; weßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren und mir dadurch diese sehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele stand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten

gegenwärtig seyn. Die Regierungsjahre Ludwigs XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht; von solchen Frechheiten eines müßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr seyn.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne dieß konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werks und dem französischen Publicum angemessener zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: **Des hommes célèbres de**

France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen; in einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire steht oben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Uebersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrastisch, jedoch ungeachtet einer solchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen sie genugsam eingedrungen sind; deßwegen sich auch auf diese Weise der Text, als zusammenhängend und übereinstimmend, ganz bequem lesen läßt.

Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerspruch sich zu vernehmen gegeben. Bald

lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie; wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen sind; deßwegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur französischen Literatur wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaire's an Palissot wieder zu finden, worin er diesen wegen des Schauspiels, die Philosophen, bestraft: ein bewundernswerthes Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich auf's anmuthigste und heiterste benehmen kann. Eine Art jedoch die vielleicht niemand als Voltairen gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hätte kleiden können.

Nachdem die französische Uebersetzung des Diderotischen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln ob dieser Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glücklicherweise fand man in Merciers Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Daseyn außer Zweifel setzt und sowohl vom Oheim als vom Neffen charakteristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir übersetzt hier bei; es ist Mercier der spricht:

„Ich habe, sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, in meiner Jugend Rameau den Musicus gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeschrumpften Unterleibes, der, gebückt wie er war, im Palais Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Stecken statt der Beine und eine schnarrende Stimme. Er schien unzugänglichen Humors und nach Art der Poeten sprach er unsinnig über seine Kunst.

„Man sagte damals: die ganze musikalische Harmonie sey in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerst. Doch wurden sie mir von jederman als das non plus ultra der Musik vordemonstrirt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine schlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich später bedünken als hätte ich nicht so ganz unrecht gehabt.

„Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und dieser jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

„Derselbige Rameau, eines Tages eine schöne Dame besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schoß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erschrockene Dame ruft: was macht Ihr, mein Herr! — Er bellt falsch, sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr höchlich beleidigt worden.

„Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war; der in den Kaffeehäusern lebte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genie's, alle edle Selbstverläugnung, kurz alles Große und Gute was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt als um etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

„Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Gebärde und einer höchst mahlerischen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze, so sagte er: alles dieses, vom Marschall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geschieht bloß um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue und woran man die Gesetze der Mastication erfülle.

„Eines Tages im Gespräch sagte er mir: Mein Onkel der Musicus ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zähne zu bringen verstand! —

Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit, denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu seyn. Ich hatte mein zweyundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir sagte: Wie lange willst du noch so in deiner faulen Art hinleben? Seit zwey Jahren erwarte ich Werke von dir. — Weißt du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und inen Zustand hatte? —

„Da ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: das nenne ich einen Zustand, gehangen zu seyn! Aber wie geschah es, daß ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

„Höre, sagte er, ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten wie er sollte, oder vielmehr wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen weil es löcherig war; Husaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschnitten sie den Strick und ich fiel auf

die Erde. Sie war feucht, die Frische brachte mich wieder zu mir und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke, ich sage zur Frau: Erschrecket euch nicht mich im Hemde zu sehen, mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach. Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

„Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiäner; die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweyten zu drey. Jederman tritt herein, wenn er bezahlt.

„Ich verschanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemahlte; und so war ich fertig, um wechselsweise meine Puppen reden zu lassen, und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

„Ich hatte im Präludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Horaz begeisterte, inspirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwey Vorstel-

lungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drey Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiserkeit durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

„Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war, und meinen Zustand hatte. — Du bist zwey und zwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken und nun packe dich.

„So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden, und öffentlich Marionetten spielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Mastication ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.

„Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leyermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größeren Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen.“

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Rameau's Neffen denselbigen Ton hat wie Diderots Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sey, wonach beide Mahler, ohne von einander zu wissen, ihr Portrait mit so großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals übersehend, scheint es mir dem allgemeinen Interesse gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des französischen Verlegers im Original beizufügen; er versetzt uns lebhafter in jene Tage, wo diese Angelegenheit mit Leidenschaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futurs vous avez consacrés au culte des muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans stous vos érits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Éditeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres françaises l'ouvrage de Diderot je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplifica-

tion et n'en a pas moins présenté son livre, comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'-hui qu'il se voit forcé, d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un sécrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition *du Neveu de Rameau*, Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre

mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M.M. de Saur et de Saint-Géniés dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numeros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand-il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire - éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nro. 68.

Paris le 27 Juillet 1823.

Don Alonzo ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy.

Paris 1824.

Ein merkwürdig historischer Roman! — Diese Art Schriften standen sonst nicht im besten Ruf, weil sie gewöhnlich die Geschichte in Fabel verwandelten, und unsere historische mühsam erworbene, reine Anschauung durch eine irrgeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben; man sucht der Geschichte nicht sowohl durch Fictionen als durch die Kraft dichterischen Bildens und Darstellens, zu Hülfe zu kommen, und sie dadurch erst recht in's Leben einzuführen. Dieses ist nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, sie durchaus rein historisch portraitirt ihrem Charakter gemäß handeln läßt; die Gestalten der Umgebung sodann nicht sowohl erfindet, als zeitgemäß zu bilden versteht, so daß die sittlichen Eigenschaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen symbolisirt, diese aber durch allen Verlauf

und Wechsel so durchgehalten werden, daß eine große lebendige Masse von Wirklichkeiten sich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meister in diesem Fache; er benutzte den Vortheil bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverschollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunstreich aufzustellen, und so seinen kleinen halbwahren Welten Interesse und Beifall zu verschaffen.

Der nun auftretende Gallier ist schon kühner, er webt und wirkt in den neuesten Zeiten. Wenn er also namhafte Personen portraitirt, so kann ihm die Tagsgeschichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, so lassen sich diese auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unsere Zeitgenossen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein so großes Werk wie Alonzo seinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine sehr schwierige Arbeit, die unseres Amtes nicht ist; früher oder später im Original oder Uebersetzung, wird das Werk allgemein gelesen werden. Wie reich sein Inhalt seyn müsse, ergibt sich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Personen, das um so nöthiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerksames wiederholtes Lesen uns eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann.

Daher wird jeder Leser gern, wie der Zuschauer eines personenreichen Schauspiels, diesen Anmelde-Zettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Historischer Roman.

Personen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzose, Reisender, tritt 1820 an der Westseite über die spanische Gränze.

Don Geronimo, Alcade von Urdax, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Uraca, dessen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt; einstweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnifsvoll.

Intendant eingezogener Güter.

Constitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Pajita.

Mde. Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Personen des Manuscripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III. beginnt, 1788.

Don Louis, entlassener Officier.

Donna Leonor, dessen Gemahlin.

Alonzo.
Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquise von C. Pablo. } Kinder.

Fray Isidoro, Inquisidor von Mexico.

*

Carl IV, König von Spanien.

Maria Louise, Königin von Spanien.

Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.

Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

*

Enriquez, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.

Antonio, Vetturin, Grazioso. Siehe oben in der Einleitung.

Fray Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.

Commissarius zu Salamanca, Hauswirth des studirenden Alonzo.

Donna Engrazia, Hauswirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

Mariana, Dienstmagd.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluſs.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R., Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeofficier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vornehmer Wüstling, Bruder des Don Carlos.

Der Graf von D.

Donna Matea, seine Gemahlin.

Aldouza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Osorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf v. X., Günstling des Günstlings Godoy.

Sor Maria de los Dolores, Aebtissin, Witwe des Bruders vom Marquis von C.

Conducteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo di Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oesterreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimnissvoller Officier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in America belohnt.

Der Prälat Isidoro. Siehe oben Fray Isidoro.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Theils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke da er nach America in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Theilnehmer schon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung vorstehendes Verzeichniß auszuziehen, um die Schwierigkeiten, auf die man bei'm Lesen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; sie bestehen aber darin, daß vier Personen was ihnen begegnet ist er=

zählen: der Reisende, der Verfasser des Manuscripts von Ainhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vortheil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn vom Tode Carls des III. 1788 an bis auf den nächst heutigen Tag, durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hintereinander, sondern übereinander geschoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer bei'm Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich seine freie Uebersicht über die laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir sehen wie er, als Dichter und Redner, einen jeden für seine Partey und wieder die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mithin die Darstellung der wild-widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird z. B. anfangs von jederman auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen: wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer zum günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines solchen Werkes die französischen Journale nicht schweigen konnten, läßt sich denken; der Constitutionnel rühmt es unbedingt, das Journal des Debats ergreift eine, der mißwollenden Kritik nicht fremde, Manier den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine solche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenschaften, versichert das Werk sey schlecht, weil es diese Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen sey es lobenswürdig, das Ganze aber müsse cassirt und umgeschrieben werden.

Nachdem aber nun der Recensent eine ganze Strecke vorwärts geschritten, so wird er zuletzt wie Bileam seinen Fluch mit Segnungen abzuschließen vom guten Geiste genöthigt; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundterte mit, da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Uebersetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des mœurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens pré-

cieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein solches Zeugniß, das der Parteyschriftsteller einem von der Gegenseite zu ertheilen genöthigt ist, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es auf's höflichste, doch sagen wir zugleich: so schön und bedeutend auch die zugestandenen Eigenschaften sind, so hat der Mann doch das Beste vergessen, denjenigen Vorzug worauf die übrigen alle beruhen. Er übersieht nämlich

die Pietät,

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsre Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicher Weise bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sey fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns dießmal herauszu-

lassen, verbeut uns Tag und Platz, deßhalb sagen wir nur kürzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen cultivirt, zur Thätigkeit, in's Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landes-Verwandte, erweis't sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt alles und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterey das Gegengewicht, sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon sagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlich-

keit immer nur zu wenig sagen: deßwegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserm Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultat der Lebensweisheit gelangt seyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit seinem Zustande versöhnen.

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos vœux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Oeuvres dramatiques de Goethe,

traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire.

4 voll. in 8.

In dem Augenblick, da der deutschen Nation die Frage vorgelegt wird, inwiefern sie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen literarischen Arbeiten günstig aufnehmen wolle, muß es angenehm seyn zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer Nachbarnation darstellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an deutschem Bestreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das Wenigste gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen, daß wir Deutschen gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neuesten Zeit werden, wenn dasjenige was wir an uns selbst schätzten, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher,

von

von einzelnen besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben daß Franzosen sich entschieden überzeugten: bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gehe bei seinen Productionen mit dem besten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht abläugnen; und nun mußte freilich aus einer solchen Uebersicht unmittelbar der reine richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurtheilen habe. Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen, und sich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn sie Schiller's Cabale und Liebe in drey Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drey

Theatern günstig aufnehmen; wenn sie Musäus Mährchen übersetzen: so sind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimisch, und sie wissen die Verdienste Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den sie nehmen Acht gibt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freisinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge sich dieß ein jeder, den es angeht, gesagt seyn lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen nicht längst erreichten Standpunkte günstiges oder ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen aussprechen. Dieß sey hinreichend, um eine Recension der obengenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 55. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethe's Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer

Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie gibt, bis zum Uebermaße treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern, denn alle sind in einem verschiedenen Geiste verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannichfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister die sich genug erhoben um es zu begreifen, kräftig genug sind ihm zu folgen.

„Es gibt Menschen deren stark ausgesprochener Charakter uns Anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters; sie gewinnen wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter

haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst; man erräth oft so wenig wo er hinaus will; er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben so wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst; und vielleicht fände man eben so schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium; wo jeder sich beeilt, über das zu spotten was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber spotten; in einem Publicum wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen,

der Eitelkeit nicht zu verstehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe seine Laufbahn antrat war die Literatur in Deutschland in einem Zustande wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen was man hatte und wußte nicht was an dessen Stelle zu setzen wäre; man ahmte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Sätze und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit welche an den Zorn der beiden Brüder in Tausend und Einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten.

„Goethe, welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und sogleich beschloß er den Stoff seiner Productionen in sich selbst zu suchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts mahlen als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für ihn die Gewöhnung an, woran er sein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realisiren, was ihn erfreut, geschmerzt, beschäftigt hatte. Und so gedachte er, seiner Art die äußern Gegenstände zu betrachten eine Bestimmtheit zu geben und seine innerlichen Bewegun-

gen zu beschwichtigen. Dieses bezeugt er uns selbst, und sein ganzes literarisches Leben ist in jenen merkwürdigen Zeilen zusammengefaßt. Lies't man ihn, so muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes seiner Werke auf einen gewissen Zustand seiner Seele oder seines Geistes Bezug habe; man muß darin die Geschichte der Gefühle suchen, wie der Ereignisse, die sein Daseyn ausfüllten. Also betrachtet geben sie ein doppeltes Interesse, und dasjenige was man für den Dichter empfindet ist nicht das geringste. Und wirklich, was sollte man interessanter finden, als einen Menschen zu sehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der sich mit voller Freiheit dieser hohen Eigenschaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht seines Geistes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel seiner Seele aufzuprägen. Welch ein Schauspiel, einen kühnen Geist zu sehen, nur auf sich selbst gestützt, nur seinen eigenen Eingebungen gehorchend! Gibt es wohl etwas Belehrenderes als sein Bestreben, seine Fortschritte, seine Verirrungen? Aus diesem Gesichtspunkt verdient unser Dichter betrachtet zu werden, und so werden wir ihn in diesen Blättern beschauen, bedauernd daß ihr Zweck unsre Studien über ihn nur auf seine Theaterstücke beschränkt hat und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen sein Leben nur oberflächlich zu skizziren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recensent das körperliche und sittliche Mißgeschick und die daraus entstandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die sich hart und niedrig in den Mitschuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Faust manifestirt:

„Die Unbilden welche der ersten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düstere Niedergeschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutschen Jugend durch Verbreitung Shakspeare's veranlaßt. Eine schwere Krankheit trat noch zu dieser verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, wie die ersten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat der ihr gemäß ist. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Mysticismus sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst zerstörend, gereizt durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des Werther befreite, und der ihm den ersten Gedanken an Faust eingab.

„Aber indessen das wirkliche Leben wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft, in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseyns klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters; er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen freisinnigen abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothischer Gebäude, besonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter das er vermißte. Die Geschichte welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand schrieb, bot ihm das Muster das er suchte und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen ist ein Gemählde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechzehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte es auszubilden und in Verse zu bringen, entschied sich solches in dem Zustand wie wir es besitzen herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten,

um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet daß im Götz kein Wort sey das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei die große Gestalt des hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen: das Mittelalter sey eigentlich der Held dieses wunderlichen Drama's; man sieht es leben und handeln, und dafür interessirt man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, vertheidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm."

Nachdem der Recensent den Clavigo beseitigt und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von Stella gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, in's Geschäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewissen mittlern Uebergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauhheit seiner Jugend verliert, und sich unbewußt zu einer zweyten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben so viel Ausführlichkeit als Geneigtheit in folgendem behandelt:

„Eine Reise nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmosphäre, die schwer und trüb gewissermaßen auf ihm lastete, wie sie einen kleinen deutschen Cirkel um-

wölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo versetzt, empfand er die ganze poetische Energie seiner ersten Jahre. Den Stürmen entronnen die seine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis der sie zu verengen strebte, fühlte er sich zum erstenmal im Besitz aller seiner Kräfte und hatte seitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an ist er nicht bloß entwerfend, und, wollte man auch seine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, so wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poesie wie in der Mahlerey den Künstler am sichersten mißt, stets für vollkommen zu halten seyn.

„Nach dem Bekenntniß aller Deutschen findet sich dieses Verdienst im höchsten Grade in zwey Stücken, welche sich unmittelbar auf diese Epoche seiner Laufbahn beziehen, in Tasso nämlich und Iphigenien. Diese beiden Stücke sind das Resultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man sie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zartesten und Allerfeinsten was in dem Geiste des deutschen Dichters sich entwickeln mochte. So wird im Tasso ein geistreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unserm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Personen,

ihre ideelle Beziehung, der Typus den eine jede darstellt; man fühlt daß er dieß nicht allein in der Geschichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen die er von Hause mitbrachte, um sie in den poetischen Zeiten des Mittelalters und unter dem sanften Himmel von Italien zu verschönern. Mir scheint die Rolle des Tasso gänzlich bestimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, sich selbst zum Raube gegeben, an einem Worte sich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung festhält, sich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Eben so zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden, und mir scheint, er selbst spricht aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie hört man den Werther durch.

„Iphigenie ist die Schwester des Tasso; diese beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie beide zu gleicher Zeit geschrieben sind und zwar unter dem Einfluß des italiänischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern

hatte, und, anstatt der Qualen des Wahnsinns der Einbildungskraft, das Schicksal und die Furien, hat er sich zu einer größern poetischen Höhe erhoben. In diesem Werk, welches die Deutschen und der Autor selbst für das vollendetste seiner dramatischen Compositionen halten, verhüllen sich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig christlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre unmöglich diese verschiedenen Elemente harmonischer zu verbinden. Es sind nicht nur die äußern Formen der griechischen Tragödie mit Kunst nachgeahmt, der Geist der antiken Bildkunst, in durchaus gleichem Leben, beseelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorstellungen des Dichters. Diese Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernsthaft darüber tadeln, daß er sich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl ist der Charakter des Alterthums ihren Werken genugsam eingedrückt, aber hat auch der eine dort die Eifersucht der Phädra gefunden, der andere die evangelische Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unser Dichter nun hat wie sie gehandelt, es war keinesweges in seiner Art, sich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergessen; er hat von der antiken Muse sich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundsinn seiner Gesänge ihm einzuflößen waren

zwey lebendige Musen unentbehrlich: seine Seele und seine Zeit.

„Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unsers Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz; es ist nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie: es ist die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemählde der Lebensscenen das mit der Wahrheit des erstern das einfach Grandiose der zweyten verbindet. In diesem Werke, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entschiedene Leidenschaft, der Süßigkeit des Daseyns edel genießend, mit Lebenslust dem Tode entgegengehend: dieß ist Egmont, der Held des Dichters.

„Nun gibt es aber ein Werk unsres Dichters, nicht nur keinem sonst vorhandenen vergleichbar, sondern auch abgesondert von seinen eigenen zu betrachten. Es ist der Faust, die seltsame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Wesen jedes Ranges vortreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geistern der Finsterniß, von dem Menschen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungestalteten Geschöpfen, welche, wie Shakspeare's Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr scheußliches Daseyn verdanken konnten. Ueber dieses sonderbare Werk wäre

gar sehr viel zu sagen; man findet der Reihe nach Musterstücke jeder Schreibart: von dem derbsten Possenspiel bis zur erhabensten lyrischen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menschlichen Gefühle, von den widerwärtigsten bis zu den zärtlichsten, von den düstersten bis zu den allersüßesten. Indem ich mich aber von dem historischen Standpunkt, auf welchen ich mich beschränke, nicht entfernen darf und nur die Person des Dichters in seinen Werken suchen mag, so begnüge ich mich, den Faust als den vollkommensten Ausdruck anzusehen, welchen der Dichter von sich selbst gegeben hat. Ja, dieser Faust, den er in seiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, dessen Vorstellung er mit sich durch alle die Aufregungen seines Lebens trug, wie Camoëns sein Gedicht durch die Wogen mit sich führte: dieser Faust enthält ihn ganz. Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre geängstigt? Woher kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so freyles Spiel treibt, ist dieß nicht die verachtende, spottende Seite des Dichtergeistes; ein Hang zum Verdrießlichseyn, der sich bis in die frühesten Jahre seines

Lebens aufspüren läßt; ein herber Sauerteig für immer in eine starke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Person des Faust besonders, des Mannes, dessen brennendes unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch solches genießen kann; der sich unbedingt hingibt und sich mit Mißtrauen beobachtet; der den Enthusiasmus der Leidenschaft und die Muthlosigkeit der Verzweiflung verbindet: ist dieß nicht eine beredte Offenbarung des geheimsten und erregtesten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild seines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebste Figur Margaretens hinzugesellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu seyn glaubte, deren Bild ihn immer umschwebte und jeder seiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dieß himmlische Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens contrastirt bewundernswürdig mit der sinnlichen und düstern Aufspannung des Liebhabers, den in der Mitte seiner Liebesträume die Phantome seiner Einbildungskraft und der Ueberdruß seiner Gedanken verfolgen, mit diesen Leiden einer Seele, die zerknirscht aber nicht ausgelöscht wird, die gepeinigt ist von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie schwer es sey es zu empfangen und zu verleihen.

„Da der Dichter niemals etwas schrieb, ohne daß man gewissermaßen den Anlaß dazu in irgend einem

Capitel seines Lebens finden könnte, so treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derselben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schicksal des Cagliostro, und seine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann diesen wunderbaren Mann nicht loslassen, bis er ihn dramatisch gestaltet, um sich selbst gleichsam ein Schauspiel zu geben. So entstand der Groß-Cophta, welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Bei'm Lesen dieser übrigens sehr unterhaltenden Komödie erinnert man sich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der ist den er entwickelt; wir sehen einen enttäuschten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler so wie die geschickte Marktschreierey des Meisters darstellt, und zwar wie ein Mann der die eine getheilt und die andere nahe gesehen hat. Man muß geglaubt haben, um so treffend über das zu spotten woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieses großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis lächerlich und widerwärtig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im Bürgergeneral festgehalten.

„Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpen-

land-

landschaft, ist als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzusehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindsamkeit, ein Possenspiel in Aristophanischer Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er selbst in Gang gebracht hatte. Dieses Stück ist eins von denen welche zu der, nach meiner Denkweise wenigstens, sehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben. Dieser trefflichen Frau, welche sonst über unsern Dichter einige bewundernswürdig geistreiche Seiten geschrieben hat, und die ihn zuerst in Frankreich durch einige freie Uebersetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Stael sieht in ihm einen Zauberer dem es Vergnügen macht, seine eigenen Gaukeleyen zu zerstören, genug, einen mystificirenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetzt, und nachdem er es gelten gemacht, auf einmal aufgibt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit desselben auf die Probe zu stellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem so leichtsinnig hinterhaltigen Gedanken solche Werke wären hervorzubringen gewesen. Dergleichen Grillen können höchstens Geistesspiele und Skizzen des Talents veranlassen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde sehr verwundert seyn, wenn aus einer solchen Quelle etwas stark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenspiegeleyen geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß

der Dichter in allem was er hervorbrachte, seiner innern Regung gefolgt sey, wie in allem was er mahlte, er das nachbildete was er gesehen oder empfunden hatte. Mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengesetztesten Zustände hindurchgehen und sie natürlich in sehr von einander unterschiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindsamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz schrieb, er wohl lächeln konnte, wenn er an diese Verletzung ausschließlicher Theorien dachte, an die Bestürzung in welche er jene Menschen werfen würde, die in Deutschland gewöhnlicher sind als anderwärts, und immer eine Theorie fertig haben, um sie an ein Meisterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole: ein solches Vergnügen kann wohl seine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verschiedenheit gehörte den Umständen und der Zeit.

„Um nun die dramatische Laufbahn unsers Dichters zu beschließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erste Abtheilung allein erschienen ist. Hier gehören die Personen keinem Land an, keiner Zeit, sie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeisterin. Die Sprache übertrifft alles was der Dichter vollkommenes in dieser Art geleistet hat. Aber es scheint, wenn man die natürliche Tochter liest, daß der Dichter

kein Bedürfniß mehr empfinde sich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er alles gesagt habe, nunmehr aufgibt seine Gefühle zu mahlen, um sich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte sagen, daß er müde, das menschliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beschränkte und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

„Also zurückschauend finden wir, daß der Dichter seine dramatische Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falsche Dichtart, ohne sich viel aufzuhalten, durchgeht, wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochsinn dargestellt wird; nun erhebt er sich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche ideeller als seine ersten Versuche noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und sich in das Reich der Phantasien begibt. Es ist wunderbar dieser Einbildungskraft zuzusehen, die sich erst so lebhaft mit dem Schauspiel der Welt abgibt, sodann sich nach und nach davon entfernt. Es scheint, daß die Freude an der Kunst mit der Zeit selbst über das Gefühl dichterischer Nachahmung gesiegt habe, daß der Dichter zuletzt sich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer lebendigen Darstellung. Und genau besehen ist die Form im Götz noch nicht entwickelt, sie herrscht schon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter ist sie alles.

„Dieß ist die Geschichte des Theaters unsers Dichters, und studirte man seinen Geist in andern Dichtarten die er versucht hat, würde man leicht auf den verschiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unsern angedeutet haben, entsprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtschaften würden sehr gut als Gegenstück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethe's literarischen Lebensgang als Reflex seines innern sittlichen Lebens, so wird man einsehen, daß zu dessen Verständniß nicht eine Uebersetzung einzelner Stücke erforderlich gewesen, sondern das Ganze seiner theatralischen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über diesen Theil seiner Bemühungen und seiner übrigen Werke fallen müsse. Dieß ist der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weise erreicht; er hat in einer geistreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichsten Ereignisse des Lebens unseres Dichters gesammelt und zusammengereiht, in Fragmenten aus seinen Memoiren und in einer Anzahl Uebersetzungen seiner kleinen Gedichte; diese Mittel erhellen und vervollständigen sich wechselsweise. Ihm ist man in dieser Sammlung die Uebersetzung des Götz, Egmont und Faust schuldig, drey Stücke des Dichters, welche am schwersten in unsere Sprache zu übertragen sind; Herr

Stapfer hat sich jedoch talentvoll in diesem Falle bewiesen: denn indem er zwischen die Nothwendigkeit etwas fremd zu scheinen und die Gefahr inexact zu seyn sich gestellt fand, so hat er muthig das erste vorgezogen; aber dieser Fehler, wenn es einer ist, sichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Uebersetzer fordern, die Physiognomie und Charakter des Autors überliefert zu sehen. Die übrigen Theile der Uebersetzung sind nach denselben Principien durchgeführt, und der Platz in unsern Bibliotheken ist diesem Werke angewiesen zwischen dem Shakspeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante."

Notice
sur
la vie et les ouvrages de Gœthe.
par
ALBERT STAPFER.

Die dem ersten Theile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieser Gelegenheit auch nicht außer Acht lassen. Hier gab es mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinsten, über Menschenwesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Rein-Gewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durcheinander schränkt.

Die eigenthümliche Weise, wie der Einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Ab-

schluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werth: wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden auszusprechen: daß alles eitel sey.

Der Biograph an seiner Stelle ist, als Dritter, gegen den Mann dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vortheil: er hält sich an das Resultat wie es im Ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles was sittlich genannt wird gibt es eben so sichere Deutezeichen als für das was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu schauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu sondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborner Tact und unausgesetzte leidenschaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünsche daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen mögen. Hie und da wissen sie es anders, hie und da denken sie anders, aber sie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner ist merkwürdig, wie er auf diesem Wege zu gewissen Ansichten über seinen Gegen-

stand gelangte, die denjenigen in Verwunderung setzen der sie vor allen andern hätte gewinnen sollen, und dem sie doch entgangen sind, eben weil sie zu nahe lagen.

Jene Recension, deren Auszug wir oben mitgetheilt, sind wir, wie es sich ergibt, eben diesen Bemühungen schuldig. Recension und Notiz sind übereinstimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchst bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden mich mit mir selbst, meinem Geleisteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Versäumten zu beschäftigen.

Zu einer Zeit wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nöthig seine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Ursache jede Kleinkrämerey aufzugeben und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literarische Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fänd' ich Raum zu einer Fortsetzung, so würd' ich dessen erwähnen was die Herren Stapfer, Fauriel, Gui-

zot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun schon dreyßig Jahre dauernde Conflict zwischen Classikern und Romantikern sich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kürzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie sie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weis't sodann auf unser, am Hochgericht um des Rades Spindel, bei Mondenlicht tanzendes luftiges Gesindel hin, wobei er sich freilich sehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte sich Carl Tedaldi-Fores. Er schrieb Meditazioni Poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerem Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht in's Enge zu bringen ist. Der Verfasser behandelt nicht unglücklich die moderne Ansicht von Umfassung eines weiteren Kreises menschlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wissen, und vermag die Argumente der Partey zu der er sich bekennt, obwohl etwas düster, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Monti steht auf der Seite der griechischen Mythologie und also jener Dichtkunst welche dahin strebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Gestalt und Form

dargebracht werde, so daß sie sich daran als an einem Wirklichen beschäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner gesunder Menschheit, welche sich in verschiedenen abgesonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darstellen soll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit bestimmten und unbestimmten Gestalten aller Art nach freiem Willen gebaren, sowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geschlecht befriedigen, besonders aber dem, was der Deutsche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartigen Menschen übereinkommen, d. h. also der Humanität ganz eigentlich zusagen solle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit seyn: denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen das eigentlich Menschliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchsten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Gestalten der dichterischen Figuren vermannichfaltige und sich also dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar tausend Jahre erweiterter Gesichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umständlichere Ausführung, um beiden Parteyen ihre Vortheile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie

eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Classiker, daß die Götter zur Phrase werden; die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erscheinen; wodurch sie sich denn beide im Nichtigen begegnen.

Aus dem Französischen des Globe.

„Mythologie, Hexerey, Feerey, was ist denn für ein Unterschied zwischen diesen drey Worten? Stellen sie nicht dieselbe Sache, nur unter verschiedenen Gestalten vor? und warum sollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reiferen Jahren bedienten sie sich noch immer gern dieses Mittels zu rühren und zu gefallen, ob sie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane; die Deutschen ihre Bezauberungen und Hexenmeister. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen versehn, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieses Bedürfnisses anerkannt und diesen empfundenen Mangel durch blaue Mährchen zu ersetzen getrachtet, die ganz gerüstet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten; ist man dadurch berechtigt diejenigen zu verachten, welche, reich

an eignem Vermögen, damit zu wuchern beschäftigt sind? Und Magie gegen Magie, so scheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl solcher Mährchen werth sind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geschaffen waren. Aber Dame Schlendriane entscheidet ganz anders. Einer wird die drey verwünschten Kugeln mit dem Gewicht seiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenstiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anstößiges haben. Und ich wiederhole: Diese Hexerey, die man bei uns so lächerlich finden will, was ist sie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im Grunde, hat man denn Ursache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

„Aber wendet man ein, an Mythologie sind wir gewöhnt und Zauberey ist uns fast unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unsrer Urtheile seyn dürfte. Freilich war es also, als die Nationen bei sich so zu sagen eingepfercht waren; da ließe sich begreifen: alles was ein Volk damals von seinen Begriffen, seinem Glauben entfernte, mußte regellos erscheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendsten Dinge, einmal unter diese Rubriken geordnet, betrachteten sie als unwandelbar entschieden. Freilich war dieses die natürliche Folge jenes Zustan=

des, und niemanden fiel ein, sich deßhalb zu beschweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einstimmende Bewegung die Völker alle Hindernisse beseitigen und sich wechselsweise zu nähern suchen; heut zu Tage, wo die Nationen geneigt sind, eine durch die andere sich bestimmen zu lassen, eine Art von Gemeinde von gleichen Interessen, gleichen Gewohnheiten, ja sogar gleichen Literaturen unter sich zu bilden: da müssen sie, anstatt ewige Spöttereyen unter einander zu wechseln, sich einander aus einem höhern Gesichtspunkte ansehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem sie sich so lange herumdrehten, herauszuschreiten den Entschluß fassen.

„Es gibt Engländer, die nur auf's feste Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchstäblich wie bei ihnen geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie sie. Am Freitage sich mit Fastenspeisen begnügen, scheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntage zu tanzen ein abscheulich Scandal. Sie stolziren über ihre Boxkünste und entrüsten sich von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln englischer Façon schmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Caravinen, als sie in London gewohnt sind. — Ist das nicht, meine Freunde, völlig die Geschichte der Classiker?

„Diese Betrachtungen möchten vielleicht zu ernsthaft

scheinen für den Gegenstand worauf sie sich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freischütz, die Rede wäre, so hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir bestreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke und ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, wie Goethe's Faust, kann ihm nicht entgehen. Gibt es nicht viele Menschen, welche bei dem Gedanken eines Bündnisses mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieser erhabenen Production? Sie begreifen nicht, wie man über eine solche Unwahrscheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch sind es dieselbigen, welche seit ihrer Jugend den Agamemnon seine Tochter opfern gesehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie sie auf geflügeltem Wagen nach den allerschrecklichsten Beschwörungen davonfliegt. Glauben sie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, diese zweyte Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft siegen? Und so würde denn das Mädchen von Orleans, begeistert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und, indessen sie Cassandra's ahnungsvollen Prophezeyungen aufmerksam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, sie empören, wenn man sie mit den Farben darstellte, womit die gleichzeitige Geschichte sie geschmückt hat.

„Glücklicherweise jedoch werden diese Gesinnungen

nicht durchgehen; und, wie bequem es auch seyn mag dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu sehen, so finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umsichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Gestalt es sich darstellt."

Bemerkung des Uebersetzers.

Wenn uns Deutsche in jedem Fall interessiren muß, zu sehen wie ein geistreicher Franzos gelegentlich in unsere Literatur hineinblickt, so dürfen wir doch nicht allzu stolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unserer Literatur ist jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Classicismus noch im Streit liegen, da wir uns schon so ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meistens wissen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längst errungenen Vortheile weislich im Auge, so dürfen wir uns an der Leidenschaftlichkeit unserer Nachbarn, welche mehr fordern und zugestehen, als wir selbst, gar wohl ergötzen, erbauen und unsrer unbestrittenen Vorzüge genießen. Lassen wir uns ferner von den Einzelnheiten in

oben

oben genannter Zeitschrift nicht hinreißen, so ist es höchst interessant, eine Gesellschaft gebildeter, erfahrner, kluger, geschmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beizustimmen braucht, um von ihren Einsichten Vortheil zu ziehen: wie sich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechische Mythologie als höchst gestaltet, als Verkörperung der tüchtigsten reinsten Menschheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenwesen, das nur in düstern ängstlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt seyn, auch aus einem solchen Element Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er sich auf keine Weise wird verkümmern lassen. Und so haben auch jene freisinnigen Männer, uns zu Vortheil und Vergnügen, solchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man sonst völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte.

Daher fügt sich denn, daß die Stapferische Uebersetzung meines Faust neu abgedruckt und, von lithographirten Blättern begleitet, nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr De Lacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht abläugnet; dessen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Conceptionen, das

Getümmel seiner Compositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Deßhalb aber ist er eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwey Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Faust's ungestüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht.

Beide Blätter sind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zärtern auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens zu erwarten.

La Guzla,

poésies illyriques.

Paris 1827.

Eine bei'm ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewisse Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Productionen auch ausländischer Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneuste und Wundersamste möchte denn doch seyn, daß sie sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke, auf die angenehmste Weise, zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergötzlich und bewunderuswürdig finden, sodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und auf's Neue

an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann seinen Antheil an einer ausländischen Dicht- und Sinnesart nicht besser ausdrücken, als wenn man sich derselben durch Uebersetzen und Nachbilden anzunähern sucht.

Wir wurden aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum Besten hatte. Auch blieben deßhalb angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt: diese Gedichte sollten dalmatischen Völkerschaften abgehorcht, besonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanowich angehörig seyn.

Es hat von jeher in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweyte Theile, oder sonstig Angeschlossenes, Aufsehn erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erst getäuschtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerschaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Cavineischen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?

Herr Merimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und sogar ersuchen, uns mit dergleichen eingeschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, auf's Neue zu ergötzen.

Auch er gehört zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigne Pfade suchen, wovon die seinen wohl mit zu den anmuthigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes heiteres Talent an Gegenständen und Tonweisen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieser Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten: der Dichter vermeidet im heitern und Helden-Styl mit seinen Vorgängern zu wetteifern; statt jene derbe, mitunter grausame, ja grausenhafte Thätigkeit gewaltig darzustellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Gespensterhafteste hervor; schon seine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig kurz Verstorbene drohend und erschreckend, Vorgesichte beängstigend, als Gestalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit allem seinem Gefolge, die schädlichen Einwirkungen eines bösartigen Auges, wovon die gräulichsten, mit doppeltem Augenstern, höchlich gefürchtet

werden, genug, die allerwiderwärtigsten Gegenstände. Doch müssen wir bei allem dem unserm Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete.

Le Tasse,

drame historique en cinq actes,

par M. Alexandre Duval.

Ein auf dem Théâtre français, der ersten und eine entschiedene Oberherrschaft behauptenden Bühne, vorgestelltes, mit Beifall erwidertes, neues Stück erregt die Aufmerksamkeit der ganzen Nation, und die sämmtlichen Journalisten verfehlen nicht, jeder in seiner Art, davon Rechenschaft zu geben. Man gesteht, daß diese Production eine Nachbildung des Goethe'schen Tasso sey; nur über den Werth und das Verhältniß dieser beiden Bearbeitungen ist man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt sich darüber folgendermaßen aus:

„Das deutsche Stück ist kalt und ohne Interesse; es enthält eine Folge geistreicher Gespräche, in welchen die romanhaftesten Gesinnungen entwickelt und mit Kunst entfaltet sind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unerträglich scheint. Es ist eine sittlich weiner-

liche Salbaderey (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man sehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Tasso ausnimmt, den der Verfasser als eine Art Besessenen (maniaque) vorgestellt hat. Die Scene, in welcher Tasso einen mißgünstigen Hofmann herausfordert ist sehr schön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung ist gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetischen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Tasso, als Held dieses Drama's, ist völlig entstellt, wir sehen nicht mehr den begeisterten Dichter, dessen Einbildungskraft die heroischen Gestalten Tancred's und Rinald's erschuf, ihn der durch seinen Muth und die Schönheit seines Genie's gleich bekannt war. Hier ist es ein verdrießlicher kranker Geist, der überall nur Feinde sieht, unfähig sich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunst des Fürsten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundschaft anruft. Freilich erniedrigt sich Tasso auf diese Weise nur in augenblicklichem Wahnsinn, aber mit diesem Zug endigt der Deutsche sein Schauspiel. Kurz es ist uns, wir bekennen, unmöglich gewesen, seinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwicklung zu finden.

„Herr Duval ist viel besser begeistert und besonders viel kühner. Tasso wird von Eleonoren geliebt;

er hat zwey Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erscheint, welchem aber die Prinzessin verlobt ist, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eifersüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überrascht den Tasso im Augenblick als dieser, nach einer der belebtesten Scenen, die Hand der Prinzessin küßt. Sogleich ist der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieser glaubt sich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen sich bald. Tasso, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen um sich zu rächen, als der Gouverneur des Palastes eintritt und ihn entwaffnen will. Tasso verweigert's, bekennt seinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn in's Gefängniß; der Fehler den er beging ist nicht schwer, aber eine Unklugheit wird zunächst größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore dringt in's Gefängniß und da, von ihrer Leidenschaft mißgeleitet, verspricht sie ihrem Geliebten mit ihm zu fliehen; sie empfängt seinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überrascht sie noch einmal; der Herzog selbst kommt dazu, und wüthend, wie man es denken kann, schwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzusperren, wenn Eleonore nicht verspricht, ihn zu vergessen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter diesem letzten Unglück unterliegt Tasso's Vernunft; von gewaltsamem Wahnsinn ergriffen irrt er im Palast

umher, indeß man alles zur Verlobung der Prinzessin vorbereitet. Bald bricht seine Verzweiflung aus, bald wähnt er, diese Anstalten gelten seiner eignen Verheirathung, und er überläßt sich einer gränzenlosen Freude. In diesem Augenblick meldet man, daß der Papst ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verschiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerstehen; er verscheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieses Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutschen Stückes bemerklich sind, hat sich eines glänzenden Beifalls erfreut u. s. w."

Im Globe behandelt der Referent dieses Stück sehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenstand liegenden Motive umständlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal sein Stück ein historisches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom versetzen sollen. Nachdem er sich auf diese Weise als Gegner zwey unnützer Einheiten bekannt, fährt er folgendermaßen fort:

„Aber zugegeben, daß unser Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt sehen würde; zugegeben, daß es die Geschichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte sagt, nur Eine Krise haben will, gut! so versteht denn auch

eine solche Krise zu wählen, zu entwickeln, zu mahlen wie sie vorgegangen, versteht besonders, euch in ihrer Gränze zu halten, und so werdet ihr in den Motiven, die sie euch anbietet, genugsame Mittel finden, ohne Fabeln drein zu mischen; und wenn ihr z. B. Tasso's Liebe zu Eleonoren und seinen Aufenthalt in Ferrara schildern wolltet, so beschränkt euch in diesen Rahmen. Die Aufgabe ist noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreise nach Rom sind eine schon hinlängliche dramatische Katastrophe.

„Dieß hat der deutsche Dichter empfunden und, ob er sich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben versuchten, ob er sich gleichsam willkürlich alle Schilderung äußerer Sitten untersagt hat, alle beiläufigen Scenen: so hat ihm doch die Entwicklung des schwersinnigen Mißtrauens, der einzige Contrast der dichterischen Einbildungskraft und des Hofgeistes, zu fünf Acten hingereicht: fünf Acte freilich, welche nur für den Philosophen oder einen ausgesuchten Hörsaal genugsame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unser französischer Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereyen hätte ausschmücken können, ohne der Geschichte die mindeste Gewalt anzuthnn.

„Vielleicht hat man nicht genug zu schätzen gewußt,

was an Poesie und Wahrheit in Goethe's Drama sich findet; durch das Ganze athmet Tasso's Geist, und von Zeit zu Zeit entwickeln sich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erste Scene, wo die Prinzessin und ihre Freundin sich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, ist von einer Melancholie durchgossen, wie vom Balsamhauch der Blumen bei der ersten Frühlingssonne. Diese Haine, diese Kränze, für Virgil und Ariost geflochten, die Vertraulichkeit zweyer jungen Frauen über Studien, Geschmack und Neigungen; die poetische Erhebung bei'm Anblick der Natur! Tasso's Name und Andenken, die sich überall einmischen, die neugierigen aber zarten Forschungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin versucht: ist dieß nicht eine Scene aus der Natur, und wie schön bereitet sie was folgt, wi führt sie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperson des Drama's werden soll?"

Die Mittheilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern, ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und lies't man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschen-Verhältnisse. Wie es auch im

Ganzen hiemit beschaffen seyn mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sey, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dieß alles müssen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth ist.

Erfahren wir ja das Gleiche von unsern eignen Landsleuten, und warum sollten die Nationen unter sich einig seyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verstehen? Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-ästhetische aus einer ähnlichen Uebereinstimmung nach und nach hervorgehen. Dieses kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich sehe so viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück, und beobachte, wie sich, wo nicht aus widerstreitenden

doch heterogenen Elementen, eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in Einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Bezüge nach außen.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltliteratur baldigst zu hoffen sey, haben unsere westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und sich folgendermaßen darüber geäußert.

Le Globe. Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an sie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der physischen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geschlechter aus welchen die Menschheit besteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich ist das Bestreben der Gelehrten, sich einander zu verstehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise zu diesem Zwecke. Aber wie sie sich

auch bemühten, so bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und schadeten ihrem geistigen Verkehr. Selbst das Werkzeug dessen sie sich bedienten konnte nur einer gewissen Ideenfolge genügen, so daß sie sich gleichsam nur durch die Intelligenz berührten, anstatt gegenwärtig durch das Herz und die Poesie. Die Reisen, das Studium der Sprachen, die periodische Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und bestätigen übereinstimmend viel innigere Verhältnisse, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die sich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beschäftigen sich am meisten mit diesem Ideenwechsel. England, dessen innere Bewegung so groß, dessen Leben so thätig ist, daß es scheint, es könne nichts andres studiren als sich selbst, zeigt in diesem Augenblick ein Symptom dieses Bedürfnisses, sich nach außen zu verbreiten und seinen Horizont zu erweitern; seine Um- und Uebersichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, sind ihnen nicht genug; zwey neue Zeitschriften, besonders fremden Literaturen gewidmet, sollen zusammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der ersten, The Foreign Quarterly Review, sind zwey Bände in unsern Händen, den dritten erwarten wir zunächst und werden im Laufe dieser Blätter öfters auf die Ansichten der bedeutenden Männer

zu-

zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen so einsichtig als thätig beweisen.

Zuvörderst aber müssen wir gestehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann als wir, gerade am Ende des alten Jahres, schon die mehr als dreyßig deutschen Taschenbücher in einem englischen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recensirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es ist erfreulich, daß unsere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Absatz finden, indem wir schon genöthigt sind auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gutes Geld anzuschaffen; es wird sich nach und nach bemerken lassen ob die Bilance dieses Verkehrs für uns günstig ausschlage.

Die ernsthafteste Betrachtung mußte doch an jene ersten augenfällig heiteren sich ungesäumt anschließen. Eine jede Literatur ennuyirt sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefrischt wird. Welcher Naturforscher erfreut sich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht sieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder schon, wenn auch unbewußt, an sich selbst erfahren und wird, sobald er erst aufmerkt, fassen und begreifen wie viel er ihr im Leben zu seiner Bildung schuldig geworden.

Ein Gleichnifs.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstraufs,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstängel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund
Als stünden sie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Englisches Schauspiel in Paris.

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können seit funfzig Jahren den unbezwinglichen Shakspeare nicht los werden. Nach unserer gründlichen Verfahrungsweise suchen wir in seine Wesenheit einzudringen; wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten seine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich sogar hatte sich zugetragen, daß wir uns zu einer entschieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu constituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erscheint?

Unsere westlichen Nachbarn dagegen, lebendig-praktischen Sinnes, verfahren hierin ganz anders. Sie genießen gegenwärtig des Glücks die vorzüglichsten englischen Schauspieler, in den berühmtesten, beliebtesten

Stücken, nach und nach vor sich zu sehen, und zwar auf eignem Grund und Boden, wodurch sie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil gesetzt sind, daß ihnen der heimische Maßstab zur Hand bleibt, der, wenn sie ihn, alte verrottete Vorurtheile beseitigend, mit Geistesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überschauenden Urtheil die sicherste Gelegenheit gibt.

Um die Wesenheit des Dichters und seiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern sie sich nicht; sie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem sie die Absicht haben solche zu begünstigen, sprechen sie aus, theilen sie mit was jeder Zuschauer empfindet, empfinden sollte, wenn er sich auch dessen nicht genugsam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

„Hamlet ist endlich auf der französischen Bühne in seiner ganzen Wahrheit erschienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbst diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten sich an die Handlung, und empfanden so Vergnügen als Rührung von diesem originalen Drama. Hamlet erregt unsre Theilnahme wie er auftritt; kaum ist er angekündigt, so verlangt man nach ihm; kaum hat er sich gezeigt, so ist man tausendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslassen.

Es ist eine außerordentliche Seele, deren Seltsamkeit allein uns schon auffallen würde. Wer wünschte nicht zu wissen was alles für wunderliche Gedanken und unvorgesehene Handlungen sich daraus entwickeln werden; wer wäre nicht neugierig die Geheimnisse derselben zu erforschen und ihren Bewegungen zu folgen; denn da ist etwas zu sehen was man nicht überall antrifft. Hier ist die Menschheit zu studiren in diesem so wunderlichen und doch so wahren Herzen.

Aber diese Seele ist zugleich von dem rechtmäßigsten und größesten Schmerz erfüllt, von abscheulichen Ahnungen und Vermuthungen; sie ist zärtlich, traurig, großmüthig und kraftthätig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerscheinung seines Vaters, seiner Rache Bedürfniß, das Mittel das er ausdenkt sie zu stillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegtester Feinheit, Geist, Schmerz und Haß durchführt, — nichts ist daran was einen ermüdet. Ohne Mühe laßt ihr euch ein in alle die Zustände die er durchwandert: sein verschiedenes Begegnen mit Polonius, worin sich so viel scheinbar Komisches auf einem Untergrunde von so viel Traurigem und Bitterm hervorthut; die Scene des Schauspiels, worin er die wundersamste Kunst beweis't in wahrhafter Feinheit und verstelltem Wahnsinn, von innigster Würde und angenommenem Fratzenhaftem; diese strenge furchtbare Untersuchung, die er mit unversöhnlicher Aufmerk-

samkeit, unter äußerlichem Spielen und Kindereyen eines Wahnsinnigen durchführt; die offenbarste Verletzung unsers Theaterdecorums, — da wäre denn doch wohl für unser Publicum genugsamer Anlaß gewesen, Anstoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt: allen diesen Formen, allen diesen Ereignissen liege die Entwickelung eines im höchsten Sinne dramatischen Charakters zu Grunde."

Französisches Schauspiel in Berlin.

Wenn wir oben englische Schauspieler in Paris fanden und gegenwärtig französische in Berlin antreffen, so bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterschied. In der Pariser Königsstadt treten die vorzüglichsten Schauspieler Englands in bedeutenden Gaststücken nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner ist einer bestimmten Gesellschaft ein unbestimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene sich auf alle Weise hervorzuthun gedrängt sahen, so haben diese den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewissen Grad gelingen, da die französischen Künstler durch herkömmliche Ueberlieferung begünstigt, durch eine gewisse geschmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile sich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede seyn; dieß bleibt dem Berliner Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich scheint, ist, daß wie die Engländer in Frankreich, so die Franzosen in Deutschland sich einiger Opposition zu befahren hatten, und letztere daher sich einen Sachwal-

ter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle sogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieser das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutschland Molièren verletzte. Mögen sich doch die fremden Nationen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Deutsche, so rechtlich und gutmüthig er auch sonst sey, noch manchmal launische Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe, die er denn ganz unbewunden, als müsse das so seyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meist ganz ohne Widerspruch hin; das Falsche kann sogar eine Zeit lang cursiren, bis sich endlich das Wahre herstellt, man weiß nicht wie.

Möge das also künftig wie bisher geschehen; wir ergreifen diese Gelegenheit, um unsre Herzens- und Glaubens-Meinung auszusprechen: daß wenn einmal Komödie seyn soll, unter denen welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Classe und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sey. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten. Dieß Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun.

Histoire
de la vie et des ouvrages de Molière par J. Taschereau. Paris 1828.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen seyn, ob sie gleich desselben, um ihn hoch zu schätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich seyn möchte; wir sehn ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.

Richelieu
ou la journée des Dupes,
comédie historique par Le Mercier.

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt, und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es ist wohl keine Frage, daß uns bei demselben der Tartuffe einfallen müsse, der sich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer ist ein potenziirter Tartuffe; bloß in diesem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur einiges Nützliche beiläufig zu sagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß, es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der polizeyliche Ausgang willkommen erscheinet. Bemerke

man, wie und warum in den neuesten Zeiten eben dieses Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geschah, weil man es zum Nachtheil einer Classe Menschen deuten konnte, die, im Stillen wirksam, dem Staats-Haushalt schädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, so wird man finden, daß keineswegs das genial-ästhetische Verdienst aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde, es war eine gehässige Gegenwirkung, Parteyen regten sich gegen einander, die eine wollte schaden, die andere sich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künstlerisch kluge Behandlung wirksam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieser hat keine bösen Absichten, die seine ist vielmehr höchst löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einsieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen im Stande sey. Durch ihn wird niemand beschädigt, der König findet sich gesichert gegen äußere und innere Feinde; freilich ist beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakonisch doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältnisse sind es, die, auf einer so hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugsamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entschiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines solchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm; nur daß

er durch die fortstürmenden schwankenden Wogen der Leidenschaften, Velleitäten und Intriguen seiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unsicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verschwornen sind durchaus von der Art, daß der Leser kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weise ihre Partey ergreifen, wie er doch sonst wohl in Schauspielen dieser Art auf der Seite der Unzufriedenen zu seyn beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Cardinal bei, an dem er sich nicht geirrt hat, denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt; der König ist seiner hohen Würde sicher, und selbst die Uebrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprils-Narren (Dupes) bezeichnet, könnten sehr zufrieden seyn, wenn sie einzusehen verstünden, daß, wär' ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweyt, und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Leichtsinn sich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und so steht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und besonders die französische interessirt, werde sich an den Charakteren und dem Wechselwirken derselben, an dem musterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Interesse, selbst in den Auftritten die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen sich hervorhebenden Hauptscenen wahrhaft

ergötzen. Zu bedauern möchte nur seyn, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten wo man es versteht, wird es verfänglich erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln.

Französisches Haupttheater.

Es war löblich und der Sache angemessen, daß man in Paris, wo so viele Theater neben einander bestanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, sogenannten classischen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorsatz nicht lobenswürdig gewesen, wie hätte die Ausübung so lange lebendigen Beifall gefunden?

Dessen ungeachtet fühlte man, obgleich erst nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerksamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, besonders wenn ein entschiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermaßen immer neu zu erschaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neusten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war

er nicht bemüht jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäß wären.

Wir selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete; eine bösartige heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken gelang ihm zum besten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man lese, wie er sich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren suchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hiedurch das eigentlich Heroische, das sich in republicanischem Conflict, wie bei Corneille; als Bedrängniß in höheren Ständen, wie bei Racine; oder in großen Weltbegebenheiten, wie sie Voltaire behandelt, am kräftigsten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewisse sentimentale Innerlichkeit dagegen sich einschmeichelte: so folgte daraus, daß man sich nach einer freiern Thätigkeit umsah und ein wirklich gegenständliches geschichtliches Interesse wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzos will nur „Eine Krise." Dieses einsichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewisse einfache, abgeschlossene, leicht faßliche Darstellung auf dem Theater gewöhnt war; man

konnte

konnte es eine Etiquette nennen, von der man sich nicht entfernen wollte, weil man sie zwar beengend, aber doch in einem gewissen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch selbstliebige Franzos kann seine Neigung für eine gewisse Aristokratie nicht aufgeben. Und in diesem Sinne hing er an der alten Anstalt, erhielt denselbigen Respect vor seinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm seine Geschichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen ennuyire."

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Universalereignisse auf den Brettern zu sehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt sich in die Geschichte hineingetrieben; er sieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit frischem, die fernsten Gegenstände heranziehendem Blick. Indeß wir Deutschen noch immer den Conflict zwischen Patriciern und Zunftmännern nicht los werden, ob er gleich in unsern constitutionellen Staaten, wo jeder an seinem Platze sich wohlsinnig und tüchtig beweisen kann, längst beschwichtigt und aufgehoben ist, gehen jene in ihre ältere, freilich durch Menschen und Bege-

benheiten höchst bedeutende Geschichte zurück, und suchen die abgeschiedenen Gestalten auf's Theater hervorzuzaubern.

Neuere Versuche.

Dieses geht aber so unmittelbar nicht an, sondern man dramatisirt erst die Geschichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der ältesten bis zur neusten Zeit, und es darf kein Bestrebsamer dieses Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hievon bezeichnen wir: La journée des barricades, les états de Blois, welchen der Tod Heinrichs III. folgen soll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne Les soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer sich mit diesen Werken bekannt macht, wird unsern obigen Aeußerungen wahrscheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei solchen literarischen Bestrebungen, wie bei politischen Revolutionen, man erst vor-, sodann aber rückwärts geht, und dessen ungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, so läßt sich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indocil wie sie sind, sich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahren müssen belehren lassen, hat sein schönes Talent auf ein großes unauf-

führbares historisches Stück, Cromwell, verwendet und sich dabei sehr schätzenswerth bewiesen.

Hier aber kommt manches zur Sprache, worüber man sich erst später vereinigen wird. Jene obgenannten dramatisirten historischen Ereignisse sind in Prosa geschrieben, und das ist auch eigentlich was eine poetische Annäherung an das wirkliche Leben begünstigt; Cromwell hingegen ist in Alexandrinern.

Nun ist wohl anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus sich auf dem französischen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem solchen Schriftsteller rathen, dieses Versmaß für die edlen Stellen und wichtigsten Momente beizubehalten, sodann aber nach Beschaffenheit der Situationen, Charaktere, Gesinnungen und Gefühle mit dem Sylbenmaße zu wechseln, wie Shakspeare mit dem Jambus und der Prosa thut.

Wenn man sich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne das zu zerstören was in ihnen als gründlich gut und naturgemäß annerkannt werden darf, so thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu untersuchen, wie es vormals aussah, wo das nunmehr Erstarrte noch lebendig und biegsam war. Man sehe den Cid des Corneille, wo nach Anlaß des spanischen Vorbildes, obgleich mit bescheidener Mäßigung, das Sylbenmaß wechselt, der Sache angemessen und von guter Wirkung.

Ist man denn doch schon an Quinault's Opern ab-

wechselnde Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière bei Fest- und Gelegenheits-Stücken sich freierer Sylbenmaße bedient; hat nicht sogar Voltaire seinen Tancred in hie und da verschränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks, keineswegs willkürlich, sondern, wenn man es genau betrachtet, sehr kunstreich geschrieben. Dieß st alles schon vorhanden; nur käm' es auf ein entschiedenes Talent an, wie Victor Hugo besitzt, ob es sich in diesen verschiedenen Armaturen uud Masken frei, bequem und geistreich zu Ergötzung seines Publicums bewegen könne.

Faust,

Tragédie de Mr. de Goethe,

traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. De Lacroix.

Wenn ich die französische Uebersetzung meines Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werd' ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweist, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig seyn, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von allem was die Menschheit peinigt auch gequält, von allem was sie beunruhigt auch ergriffen, in dem was sie verabscheut gleichfalls befangen, und durch das was sie wünscht auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud' und Leid

sich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden sich nach demjenigen umzusehen was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken was auch ihm bereitet wird.

Ist nun jenes Gedicht seiner Natur nach in einem düstern Element empfangen, spielt es auf einem zwar mannichfaltigen jedoch bänglichen Schauplatz, so nimmt es sich in der französischen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommnen gesteigert, so verschwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk sonst auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von dessen Daseyn und Eigenschaften zu vergewissern.

Dabei ist aber Eins besonders merkwürdig, daß ein bildender Künstler sich mit dieser Production in ihrem ersten Sinne dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in ihr eben so aufgefaßt, und einen unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr De Lacroix, ein Mahler von unläugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren öfters zu geschehen pflegt, den Pariser Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine

Verdienste läugnen, noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr De Lacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohstem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

Aeußerungen eines Kunstfreundes.

Die lithographischen Blätter womit Herr De Lacroix die französische Uebersetzung des Faust ausgestattet, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet als man von den bessern neuern Erzeugnissen der Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe eines kunstfertigen Mahlers, mit sicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehreren strenge Richtigkeit der Umrisse vermißt wird, so darf man mit dem Künstler darüber nicht rechten, eben weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen; hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen,

daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist z. B. das Blatt wo Faust sinnend in seinem Studirzimmer steht, in reicher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtend, an und für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinnvolles, gut und mahlerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend wie sie bei sinkender Abendsonne heimkehren, der schwarze Pudel hinter ihnen herschweift, dünkt uns sehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. — Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bewegt dargestellt als dieser Gegenstand es verlangt, und eignete sich deßhalb zu einem Gemählde vom frappantesten Effect. — Marthe und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der tiefe Reverenzen ziehend zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. — Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheinet das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorübersausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Scene dargestellt, wird zuverlässig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten.

Will man diese Blätter mit den Versuchen deutscher Künstler, Scenen aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mit Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem andern, der mehr auf cyklische Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen seyn die Charaktere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France,

Tragédie par Alexandre Soumet.

(Globe, Tome VI. Nr. 55.)

Bei Gelegenheit dieses dem Schillerischen Don Carlos nachgebildeten Stückes sprechen sich die Verfasser des Globe folgendermaßen zu Gunsten der Werke unsres verewigten Freundes unbewunden aus:

„Dieser große Dichter idealisirt mehr als ein anderer seinen Gegenstand. Ganz reflectirendes Genie, lyrischem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er sie an in der Abstraction, und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Person aus, dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte, und wirft den Typus hinein, den er ersonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Mensch wird wie durch Zauberey der Ausdruck seines geliebten Gedankens; wirkliche geschichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt sich nach dem Bilde das er im Grund seines Her-

zens trägt, alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt.“

Der Raum unsrer Blätter mahnt uns abzubrechen. Jede Zeitschrift die hier fortfährt, das schöne Zeugniß das ein Ausländer dem würdigen Freunde gibt, durch Uebersetzung unsrer Nation mitzutheilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

Perkins Warbeck,

Drame historique, par M. Fontan.

(Globe, Tome VI. Nr. 57.)

Auch hier wird unseres Schillers, seines projectirten Warbeck, seines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht, und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutschen, welche sich so lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden sich auch allmählich bequemen, den Westländern geneigter zu seyn.

Dieselbige Zeitschrift (Tome VI. Nr. 58), nach Erwähnung einiger Uebersetzungen und Nachahmungen von unserem Wilhelm Tell, schließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées
sur
la philosophie de l'histoire de l'humanité
par Herder,
traduit par Quinet. Paris 1828.

Die Einleitung, welche der Uebersetzer seiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimischem bekannt zu machen verpflichtet sind; uns hat sie sowohl als die Uebersetzung selbst zu schönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir sagen nur so viel: Ein vor funfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es seine Schuldigkeit gethan, so gut wie vergessen ist, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewissem Sinn schon so hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer nach höherer Kenntniß strebenden Masse den menschlichsten Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neueste französische Literatur meine Gedanken sammle, so werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben ruht das Interesse seiner Verwickelung auf den schmerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheilen so bang und so beängstigend sind und es mehr noch waren.

Zwey bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter in's ferne Land und führen dort ein idyllisches anmuthiges Leben; dieß wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didaktisch, und wenn man will, leidlich genug, alles dasjenige zur Sprache zu bringen was die Menschen

damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe was die Notablen zusammen berief, die Generalstaaten nöthig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durchgedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, gibt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucians und alles was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, gibt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiosen Gefühlen steigernd, eine durchaus große physisch-moralische Kraft, und auch so in der politischen Welt erscheinend.

Werthers Leiden wurden sehr bald in's Französische übersetzt; der Effect war groß wie überall, denn das

allgemein Menschliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen standen sehr weit von der französischen Art und Weise ab, und ich war mir dessen wohl bewußt. Eine Uebersetzung von Hermann und Dorothea durch Bitaubé that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

Im Stillen finden sich jedoch hartnäckige Anhänger an's Deutsche.

Uebersetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlassung dazu.

Siehe Le Globe No. 55. Tom. III. 1826.

Offenbar sind es die Anti-Classiker, denen meine ästhetischen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beispiel sehr gelegen kommen. Sie gehen daher sehr verständig zu Werke und behandeln glimpflich was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutschen Gelegenheitsgedicht sagen, so pflegen sich die Franzosen mit: Poésies de circonstance auszudrücken. Dieß veranlaßt uns wirklich, einen Unterschied zwischen beiden anzuerkennen. Das erste wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und sie glücklich behandelt; das zweyte, wenn er einen Umstand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anschein nach sollte man das erste vorziehen, weil

weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchst willkommen seyn muß. Da sich aber die Poesie nichts vorschreiben läßt, so hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beständiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht ist niemanden dieses besser gelungen als Herrn Béranger.

Die Herren Globisten schreiben keine Zeile die nicht politisch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie sind eine gute, über gefährliche Gesellschaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf seiner Hut seyn muß. Sie können und wollen ihre Absicht nicht verläugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen sie alles Gesetzliche, Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das gibt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner sind es, und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahr 1825 Seite 525 findet sich eine höchst merkwürdige Darstellung der geistigen Cultur der Normandie, so wie ein Blick über das Ganze

der Akademien und literarischen und wissenschaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir so von alten akademischen Corporationen sprechen, wollen wir nicht sagen, daß der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Welt durchaus alle Versammlung dieser Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß sie immer noch große Dienste leisten können, sobald sie nämlich dem Geiste unsers Jahrhunderts gemäßer organisirt sind, einen positiven und besondern Zweck bekennen, und was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft vollkommen unabhängig von den Regierungen dastehen; hauptsächlich aber, daß sie eine große Thätigkeit beweisen. Denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir sie gern als Bienenstöcke gelten lassen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen sogar kein mächtigeres Mittel den Untersuchungen eine glückliche Richtung zu geben, es sey nun auf einen Theil der menschlichen Kenntnisse oder auf eine tiefgreifende Untersuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anstalt, welche dem forschenden und mittheilenden Geiste der Zeit gemäßer wäre.

„Corporationen hingegen, welche sich bloß mit Literatur beschäftigen, lassen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo sie große Dienste thaten, diese Epoche ganz gewiß vorbei sey. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit,

wo die Nation zu weit von unsern großen Dichtern stand, oder diese vielleicht durch ihre Schuld von der Nation sich gesondert fanden, es vielleicht möglich gewesen seyn möchte, Männer von gebildetem Geist zu vereinigen und ihre Versammlungen mit großer Solennität zu umgeben, und das Verdienst der beurtheilten Werke durch das Ansehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die französische Akademie gegen den Cid gethan hat und wir sehen nicht, daß sie etwas zu Gunsten der Athalie gewirkt hätte. Gesteht man denn auch, daß die sämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienst dieser Art geleistet, so kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu läugnenden Einfluß anführen, den sie auf unsere Literatur geübt haben, indem sie mit aller Macht den prosaischen Sinn über den poetischen gelten machten und zwar ganz natürlich von Neun bis Zehn gegen Einen; ein Verhältniß, worin sich damals die Poeten zu den Prosaisten und Reimern befanden.

„Aber, ohne diese wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, lasse man uns bemerken, daß wenn diese Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genützt haben, dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall sey. Die Reform, die seit dreyßig Jahren in unsere Criminaljustiz eingetreten ist, dringt nun endlich auch in unsere literarische Gesetzgebung. Griesgrämliche Richter mit ver-

trocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälschtem Geiste sind nicht mehr an der Zeit, sondern es werden Geschworene seyn aus allen gebildeten Classen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben."

Le Livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladvocat 1831.

Die Veranlassung dieses Werkes ist, wie sein Gehalt, jeder Aufmerksamkeit werth. Der eben genannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert seit geraumer Zeit manches aufstrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt sind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zustand versetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen sich dankbar, für sich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Diesem Werke gedachte man zuerst einen andern Titel zu geben, es ward angekündigt als: **Le Diable boiteux à Paris**, und sollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenschilderung der Pariser Zustände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherem Ueberschauen und Würdern des sich anhäufenden Gehaltes, fand man jedoch, daß man sich Unrecht thue an ein früheres Werk zu erinnern,

welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleich komme, erschienen sey, so viel verdienstliches auch solches enthalten möge. Hievon gibt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchst einfache Weise, ein Mitarbeiter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntniß.

I.

Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachabdecker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchst reichhaltigen Stoffes. Asmodée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, lieblos oder theilnehmend, vom Aristophanes herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Miethmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun

erfreuen. Sie lassen uns gealterte Personen sehen, die wir vor so viel Jahren in glänzender wirksamer Jugend gekannt. Die mannichfaltigsten Denkweisen und Gefühlarten mittheilend gewinnen sie uns für Interessen welche nicht die unsrigen sind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den französischen und besonders mit den Pariser Angelegenheiten bekannt ist, man desto größeren Antheil an diesem Werke nehmen wird. Deutsche Leser werden manches zurückweisen, obenhin behandeln und sich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchsten Bewegungen des Tages eingreifenden Aufsätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durch einander geschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bei dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur weniges daher aus den 18 Artikeln aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

II.

Une Maison du Marais.

Das kümmerlichste Daseyn, meist älterer, anständiger, zurückgezogener Personen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Ge-

nügsamkeit, bei grilligem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirthin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionirter Canzleyverwandter der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen für sich und seine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freieren Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann füllt ein behägliches honnetes Daseyn vollkommmen aus, indem er sich in täglicher gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger solid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten,

nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff, daher geht er kühn drauf los, compromittirt seine Gesellschaft auf's schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechzehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Gräulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten im Wasser oder sonst gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und geängstigt; hier aber wer-

den wir auf das anmuthigste wieder in's Leben geführt. Zwey zu dieser Anstalt verpflichtete Männer leben unter demselben Dache über diesen sich täglich erneuernden Gräuelscenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübsche, wohleingerichtete anständige Leute; bescheidene aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübsche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemahlten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Post fahrend, schläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das sie auf's Land bringen will, von ihrem Schoße unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, so wie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgetheilt, ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern indem sie sich entfernt, allein sie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedichte von zwey verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegensatz gegen jenen Naturfrieden hier seine

Wirkung thun; zu Tausenden und Abertausenden ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblicke als der Besitzer diese königlichen Räume verläßt um in königlicheren seine Residenz aufzuschlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen, und sich dort, ihre Leidenschaft nährend, dergestalt verweilen, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs emsigste nach der Localität wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das engste Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der

sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingibt, Marats Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer wo sie gewartet hat betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Bade=Wanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Weniges, versichert man ihm, sey seit jener Zeit verändert; wo denn auf= und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm bei'm Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Localität, so wie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft unserem Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Curiositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereyen, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesse's sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten

machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er, in einer vorseyenden Auction im Katalog angestrichen, schon dreymal besitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben,“ versetzte er, und es ward zum vierten Mal angeschafft.

Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt genau besehen etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied statt findet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar seine Hand an's Herz legen und sich freuen wenn es in seinen Schatzkammern anders aussieht.

XII.

Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann diesen und andere Aufsätze, deren Gegenstand uns schon früher bekannt war, doch immer als Musterbilder ansehen, die solche Gegenstände in ihrer

allgemeinen Charakteristik darstellen. Höchst interessant aber ist

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man sieht in ein gesellig bewegtes Kunstleben hinein, wo sich talentvolle junge Männer auf geistreiche Weise gemeinsam unterhalten. Auch hier läßt sich das anarchische Princip einigermaßen bemerken; jeder scheint als Künstler nach seiner eignen Weise zu verfahren; eine heitere Geselligkeit verbindet sie; von keinem Meister ist die Rede von dem man etwas zu lernen dächte, auf dessen Urtheil sich irgend ein Unternehmen bezöge. David ist längst abwesend und todt, und das Talent des Baron Gérard scheint außer diesem Kreise zu liegen. So angenehm aber es auch seyn muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteristik, kennen zu lernen, so hat doch

XIV.

Abbaye au Bois

ein allgemeineres Interesse. Wer erwartete in diesen ehemals versumpften und düsteren Klosterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menschen beherbergten, gegenwärtig mehr als Einen literarischen Salon eröffnet zu sehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechsel der Zustände ihrer früheren glänzenden Wirk-

samkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anständigen Zimmern. Madame Recamier versammelt noch immer achtenswerthe, sie hochachtende Personen.

Nun aber aus diesem von allem Geräusch entfernten stillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feste im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Karl X zum letzten Mal von seinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert selbst das Fest, womit man seine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt sich zu gestehen, daß man auf einem Vulcan jubele.

Dieser, wir dürfen es wohl gestehen, welthistorische Aufsatz überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldeten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dieß ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieses Letztern und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Diese drey letzten Beiträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders seyn kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegeneinander überstehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Theil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen?

Die

Die Athenerinnen.

Große Oper.

Poesie von Jouy.

Musik von Spontini.

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Sujets sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle große Bildung noch nah an der Natur, so wie eine gränzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt; jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt und doch immer auf einem hohen poetischen Standpunkte gehalten.

Die Ueberlieferung ist trefflich genutzt, und ihr durch Mannichfaltigkeit menschlicher Leidenschaften so wie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten, alle theatralische Herrlichkeit auf das einsichtigste verliehen.

Erster Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anstoßende Tempel und Prachtgebäude, im ferneren Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfspiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir schon Theseus erhoben finden.

Der Kämpfer successives Gewinnen, Belohnungen durch die Hand einer schönen Bürgerin.

In diese friedlichen Verhandlungen stürmt Rivalität zweyer Jünglinge herein, die Hauptschöne Apamis wird von Alpheus und Polydor verlangt und gefordert. Dieß gibt Anlaß zu lebhaften Contestationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlassen worden, reicht sie ihre Hand dem Athenienser Alpheus, dagegen tritt Polydor, ein Cretenser, leidenschaftlich drohend, zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, sondern sämmtliche Griechen und Griechengenossen an diesem Festkampf Theil nehmen; deßwegen wünscht' ich, daß Theseus selbst den Ueberwundenen Muth einspräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dieß würde nun, da Theseus erklärt, er sey im Begriff eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt sich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet sich ein höchst liebenswürdiges Freundschafts-

verhältniß zwischen Apamis und Theano, einer, durch das Gelübde ihrer sterbenden Mutter, Gott geweihten Jungfrau.

Diese Stelle besonders verspricht höchst erfreulich zu seyn, indem aus dem bisherigen Tumulte eine sanfte Situation sich loslöst und uns in einen idyllischen Zustand versetzt, welchen der Dichter so glücklich behandelt hat, daß sogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmuthigste vorgetragen wird. Alsdann gesellt sich Alpheus hinzu und das Glück der Liebe wird in einem, vom Chor begleiteten Terzett gepriesen, worauf die Frauen sich entfernen.

Nun stürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Alpheus wüthend heran und die beiden Rivale entfernen sich fechtend.

Ein cretensisches Schiff, durch fernen Gesang schon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alcesias, eine Art Hoherpriester und Gesandter des Minos, tritt mit seinem geistlichen Gefolge auf und indem er den Menschentribut der Athener zu fordern kommt, findet er seinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend und muß ihn zuletzt sterben sehen. Alcesias, als Vater schmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückisch, schwört den Tod seines Sohnes zu rächen. Hier tritt also ein sehr leidenschaftliches Finale, für die erste Abtheilung des ersten Acts, glücklich ein,

dann aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erschallen, die Cretenser schmerzhaft theilnehmend besetzen das Theater und Alcesias kann sich ganz seiner theatralischen Wuth überlassen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels festlich geschmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indessen ihren Gang genommen; mannichfaltige herrliche Aufzüge, Theseus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erscheinung seyn. Die symbolischen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als, gerade bei'm Abschluß, unter Donner und Blitz das innere Heiligthum sich aufthut und Alcesias, als Pontifex Maximus, beinah als Oberherr der sämmtlichen griechischen Geistlichkeit anzusehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe d. h. nach dem Verlauf von sieben Jahren wieder den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen fordert.

Man kann denken daß in diesem Conflict alle Leidenschaften sich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, sich kräftig erweisen werden.

Um nun, was ich bei dem ersten Acte wünschen möchte, deutlich zu machen, ist es nöthig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen,

wird ein Sohn des Minos, Königs von Creta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater dem es nicht gelingt Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen und, um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Creta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dieß gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des vorhergesagten, Aegeus der König um's Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus, schon als König, aber genau besehen in einer bedenklichen Lage; denn jenes politische, geistliche Uebergewicht zu Gunsten Creta's besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen und man zaudert die schuldigen Opfer abzuliefern, im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen um die Tapfersten

der Nation kennen zu lernen; denn alle Griechen und Griechengenossen sind eingeladen. Er hat im Sinn auf's Neue Creta zu bekriegen, um entweder die Absendung der Opfer verweigern zu können, oder die abzusendenden in Freiheit zu setzen. Diese Intention, die sich nur errathen läßt, wünscht' ich deutlicher ausgesprochen, damit man sich beruhige, wenn in so bedenklicher Zeit Festspiele angestellt und Vermählungs-Ceremonien umständlich durchgeführt werden. Die schönste Gelegenheit bietet sich Seite 10, wo Theseus, der hier nur als Liebhaber erscheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, so ist die Fiction, daß ein Oberpriester von Creta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, sehr zulässig, ja glücklich. Nur wünscht' ich daß dieses Verhältniß etwas klärer angedeutet wäre.

Alcesias aus dem Schiffe steigend, würde sich nicht etwa nur pantomimisch, sondern ausdrücklich erklären und den Grund seiner Autorität, deren er sich in der Folge bedient, kräftig aussprechen. Das Chor der cretensischen Schiffe dürfte freilich nicht so freundlich behandelt werden, denn sie wissen doch wohl zu welch einer feindseligen Absendung sie den Auftrag haben. Die Scene wo sie zum ersten Male aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn sogar vorschlagen möchte, daß das cretensische Schiff mit schwarzen Segeln allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer herankäme. Dieß würde zu der leidenschaftlichen Scene wo Alcesias seinen Sohn sterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der 8ten Scene betrifft, so würde ich, wenn der Hohepriester aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltsamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen lassen. Der Zuschauer stutzt, denselbigen Mann, den er als einen höchst leidenschaftlich-feindseligen kennen lernte und künftighin als einen listigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichsam eingeführt und seine Handlungen sanctionirt zu sehen. Später möchten Wolken, Donner und Blitz sich einfinden, wo man sie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch diese Vorschläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hiebei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorschlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut daß man in Theaterstücken, besonders in Opern, nicht alles zu motiviren braucht, ja daß man, um des Contrastes willen, manches unversehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuschauer immer gerne verständigt wünsche, auch da, wo

man seiner Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweyter Act.

An diesem wäre sodann nichts weiter zu erinnern; Theseus ist abgefahren, hat uns aber die Aussicht auf einen gewissen Sieg hinterlassen, so daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt zusehen, wenn der cretensische Pfaffe nunmehr gewissermaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit List und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Loosens wird von großer Wirkung seyn; die Befreiung des Alpheus und dessen gelingende Abfahrt bestärkt unsre Hoffnung: er werde, mit Theseus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, so daß der zweyte Act an sich nicht das Mindeste zu wünschen übrig läßt.

Dritter Act.

Er ist gleichfalls untadelig; die erste Hälfte sehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entscheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theseus kennen gelernt. Sie ist ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigste Weise, angetraut; sie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr, und zwirnt indessen den magischen Faden, der ihn durch's Labyrinth geleiten soll.

Der Priester Alcesias ist indessen mit den bestimm-

ten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theseus und bedient sich einer bösen List, indem er Ariadnen zu verstehen gibt, Theseus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entspringt ein eifersüchtiges Mißverständniß, welches dem Dichter wie dem Componisten Gelegenheit zu den schönsten Exhibitionen gibt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch sich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theseus Liebhaber der Apamis und Bräutigam sey, löst sich der Knoten schnell und glücklich. Man dürfte wohl sagen daß dieser Anfang des dritten Acts eben sowohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchst erwünschten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweyte Decoration und Function, die man technisch nennen könnte, weil sie die Einrichtung des Theaters für das folgende möglich macht, geben hier ein interessantes einleitendes Zwischenspiel.

Die Schluß-Decoration, das Innere eines architektonischen Labyrinths vorstellend, wird den Meistern theatralischer Architektur die beste Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei diesem düstern, ja finstern Local ist es ein sehr glücklicher und unschätzbarer Gedanke, den Ariadneischen Faden mit magisch phosphorescirenden Kräften zu begaben und zwar dergestalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur

an Pfeilern, Wänden und Säulen wo sie vorübergegangen, zurücklasse. Dieser Gedanke, mit Genie und Geschmack durchgeführt, muß die grausigen Hallen mit der anmuthigsten Illumination verzieren.

Alles Uebrige: durch die Gewölbe schleichende Nebel, verschiedenfarbig glühende Dünste, Gebrüll, Flammen und Getobe, was bei'm Lesen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen scheint, nicht weniger zuletzt das Zusammenstürzen des wundersamsten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maschinisten, verbunden mit den mannichfaltigsten Kunst- und Handwerks-Genossen, sich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugsam mit unterirdischen, bunten, wandelnden Flammensäulen, ja durch vulcanische gräuliche Explosionen geängstigt worden, sind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans versetzt, auf welchem sich selige Inseln entwickeln und die glücklich Geretteten einher tragen. Selbst die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun, erscheinen persönlich, so daß endlich der Olymp nicht verschmähen darf sich zu eröffnen und durch seine Gegenwart den Beifall zu sanctioniren, den wir der Vorstellung eines so reichlich ausgestatteten Theaterstückes enthusiastisch zu spenden alle Ursache haben werden.

III.

Englische Literatur.

Byrons Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er sollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom neusten spricht.“ —
Ein Zeitungsschreiber mag sich schmeichelnd quälen,
So sagt die Zeit: es sey der rechte nicht.
Von solchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan in's Gesicht;
Wir haben in der Oper ihn gesehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf so mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne auf's beste,
Keppel und Howe, sie hatten ihre Feste
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenschritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neste! —
Der Ruhm, die Lust zu herrschen reißt sie mit.
Dumouriez's, Buonaparte's Kampfgewinnsten,
Die Zeitung steht den Herren gleich zu Diensten.

Barnave kennt und Brissot die Geschichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Clootz, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbst la Fayette er ging beinahe in Rauch.

Dann Joubert, Hoche, vom Militair-Verpflichte,
Lannes, Dessair, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preisen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelson war unser Kriegsgott, ohne Frage,
Und ist es noch dem herzlichsten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und so ist Fluth und Ebbe wetterwendisch.
Denn die Armee ist popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverständniß;
Der Prinz ist für den Landdienst, und indessen
Sind Duncan, Nelson, Howe sie sind vergessen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.
Von unsern Helden möcht' ich niemand strafen,
Da jeder sich am Tag zusammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen
Und nenne so Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht übersetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen, und gegenwärtig mit kühnem Versuch den unübersetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln; so möchte dieß wohl als Widerspruch angesehen werden; deßhalb wir denn auf den Unterschied hinzudeuten

nicht ermangeln. Herr Manzoni ist bei uns noch wenig bekannt, daher soll man seine Vorzüge erst in ihrer ganzen Fülle wie nur das Original sie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Uebersetzung von einem unserer jüngern Freunde gar wohl am Platze seyn; in Lord Byrons Talent sind wir aber genugsam eingeweiht und können ihm durch Uebersetzung weder nutzen noch schaden; die Originale sind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein solcher Versuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falsche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wieder gibt, so macht sie uns doch aufmerksam auf die Spiegelfläche selbst und auf deren, mehr oder weniger bemerkliche, mangelhafte Beschaffenheit.

Don Juan ist ein gränzenlos-geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich, in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend; und, da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen, ihn auch nicht anders wollen als er ist, so genießen wir dankbar was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, schonungslosen Inhalt ist auch die technische Behandlung der Verse ganz gemäß; der Dichter schont die Sprache so wenig als die Menschen und wie wir näher hinzutreten, so sehen wir freilich, daß die englische Poesie schon eine gebildete

komische Sprache hat, welcher wir Deutschen ganz ermangeln.

Das Deutschkomische liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichthum wird bewundert, ihm stand eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen! Selbst bei Blumauer, dessen Vers= und Reim=Bildung den komischen Inhalt leicht dahinträgt, ist es eigentlich der schroffe Gegensatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen was uns belustigt. Sehen wir weiter umher, so finden wir, daß der Deutsche, um drollig zu seyn, einige Jahrhunderte zurückschreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Bei'm Uebersetzen des Don Juan ließen sich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur Einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch seltsame und zweifelhafte Aussprache mancher, auf dem Papier ganz verschieden gestalteter Worte bewirkt wird. Der englische Sprachkenner mag beurtheilen, inwiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Uebersetzung der hier mitgetheilten Strophen entstehen, und wir lassen sie abdrucken nicht als Muster, sondern zur Anregung. Unsere sämmtlichen talentvollen Uebersetzer sollten sich

theil=

theilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine gewisse lakonische Behandlung nöthig seyn, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Muthwillens auszudrücken; erst wenn etwas geleistet ist wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Uebersetzung, eine solche Schrift in Deutschland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten: so antworten wir, daß, nach unserm Sinne, diese Uebersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt seyn müßten, sondern als Uebung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie hiebei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen bescheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderberischer zu seyn als die Zeitungen des Tags.

Manfred,

a dramatic Poem by Lord Byron.

London 1817.

Eine wunderbare mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß uns die düstere Gluth einer gränzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des

wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwey Frauen deren Gespenster ihn unablässig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchstanziehender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentinischen Dame, der Gemahl entdeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich drein.

Dieses mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anspielungen in seinen Gedichten vollkommen wahrscheinlich, wie er denn z. B. höchst grausam in seinen eignen Eingeweiden wüthend, die unselige Geschichte jenes Königs von Sparta auf sich anwendet. Sie ist

folgende: Pausanias, Lacedämonischer Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Plataa ruhmgekrönt, nachher aber durch Uebermuth, Starrsinn, rauhes hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verständnisses mit dem Feinde das Vertrauen seiner Landsleute verlierend, — dieser lädt eine schwere Blutschuld auf sich, die ihn bis an sein schmähliches Ende verfolgt. Denn als er im schwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in rasender Leidenschaft gegen eine schöne byzantinische Jungfrau. Nach langem Widerstreben gewinnt sie der Machthaber endlich den Eltern ab; sie soll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet sie die Diener die Lampen zu löschen, es geschieht, und sie, im Zimmer umhertastend, stößt die Lampensäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pausanias, argwöhnisch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unablässig, so daß er Gottheiten und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt heraussucht, sie sich aneignet und sein tragisches Ebenbild damit belastet. Nachstehender, von Unmuth und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung.

Hamlets Monolog erscheint hier gesteigert. Kunst gehört dazu, besonders das Eingeschaltete herauszuheben und den Zusammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewisser heftiger, ja excentrischer Ausdruck nöthig ist, um die Intention des Dichters darzustellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage
Bestehlend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Posse —
Lebendige Last auf widerstrebendem Herzen,
In Sorgen stockt es, heftig schlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' ist Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — Du zählst
Wie wenig — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterstrome schrickt. Das Fröstlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: die Todten ruf' ich
Und frage sie: was ist denn das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist nichts, antworten sie mir nicht —
Antwortete begrabner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Geist
Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußt' nicht wen er traf,

Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hülfe
Den Zeus von Phrxrus rief, Phigaliens
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßt sie —
Ein Wesen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst,
In dieser Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis diese Stunde schreckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefsten widert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Cain.

A Mystery by Lord Byron.

Nachdem ich über genanntes Werk fast ein Jahr lang das Wunderbarste mir hatte vorsagen lassen, nahm ich es endlich selbst zur Hand, da es mich denn zum Erstaunen und Bewundern aufregte; eine Wirkung die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geist ausüben wird. Gern sprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu sagen; allein je tiefer man in das Werk eines solchen Geistes hineindringt, desto mehr empfindet man wie schwer es sey es in sich selbst, geschweige für andere zu reproduciren, und vielleicht hätte ich, wie über so viel anderes Treffliche, geschwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzose, Fabre d'Olivet, übersetzt gedachtes Stück in reimfreie Verse und glaubt es in einer Folge von philosophisch-kritischen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun ist mir zwar diese seine Arbeit nicht zu Gesicht gekommen, allein der Moniteur vom

23 October 1823 nimmt sich des Dichters an, und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unserem Sinne sich ausdrückt, so weckt er unsere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geschehen pflegt, wenn wir, unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen, endlich eine ansprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden lassen. Wir hören den Sachwalter selbst, indem er sich folgendermaßen ausspricht.

„Jene Scene, welche sich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufssteigert, zeugt, unseres Bedünkens, von der energischen Tiefe der Byron'schen Ideen; sie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer solchen Mutter erkennen.

„Der Uebersetzer fragt hier, woher wohl der Dichter sein Urbild genommen? Lord Byron könnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille seine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geschichte so viele Charaktere, beherrscht von gränzenlosen Leidenschaften, aufstellt.

„Wer irgend das menschliche Herz scharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade seine mannichfachen Regungen sich verirren können, besonders bei den Frauen, die im Guten wie im Bösen gleich schrankenlos erscheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, sich, wenn es gleich eine erst

entstandene Welt und die allererste Familie galt, an der Wahrheit versündigt, oder sie nach Belieben überboten zu haben. Er schildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen sie in ihrer Schönheit und ursprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfrische zu mahlen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünschung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meisterstück der Vollkommenheit und Unschuld; schon hatte sie vom Versucher jene vergifteten Gährungsstoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu so viel besserem Zwecke bestimmt hatte, für immer entadelt wurden; schon war jene reine süße Selbstzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Feinde des Menschengeschlechts aufgeregte Neugierde, zu unseligem Ungehorsam hintreibend, betrog die Absichten des Schöpfers und entstellte das Meisterstück seiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünschungen gegen seinen Mörder Cain, erscheint höchst consequent mit sich selbst, so wie sie nun einmal geworden. Der schwache aber schuldlose Abel, in welchem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner Mutter um so lieber werden, als er ihr minder schmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinne=

rungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Gränzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner Sohn ist. Einem so kräftigen Genie wie Lord Byron kam es zu, dieß Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumahlen, so mußte er es behandeln oder gar nicht."

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord Byron einen Cain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Händen, es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens, noch Anpreisens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der, über alle Begriffe, das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegränzten Talent neue Regionen erobert: was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen voraus zu sehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Ueberlieferung; indem er nun das erste Menschen-Paar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine

geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Cains, als des Repräsentanten einer, ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißmuthigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Ursohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger solches mit einem ganz unbekannten Zustande zu vertauschen. Schon hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschensohne aufgebürdet worden.

Diese der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in seiner Seele auf und ab und können durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwester-Gattin nicht beschwichtigt werden. Um sie aber bis in's Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wundersam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröstlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter obgleich nicht schlimmer als er war, und da er im Familienwesen alles findet wie er's verlassen hatte, so wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr sagen wir nicht als daß die Scene in welcher Abel umkommt auf das köstlichste motivirt ist; und so ist auch das Folgende gleich groß und unschätzbar. Da liegt nun Abel! Das ist nun der Tod! von dem so viel die Rede war, und das Menschengeschlecht weiß eben so wenig davon als vorher.

Vergessen aber dürfen wir nicht, daß durch's ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöser durchgeht, daß der Dichter also sich auch in diesem Punkte, wie in allen übrigen, unsern Auslegebegriffen und Lehrweisen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verstummten Cain flucht, die unser westlicher Nachbar so trefflich günstig heraushebt, bleibt uns nichts zu sagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schlusse zu nähern.

Hier äußerte nun eine geistreiche, in Hochschätzung Byrons mit uns verwandte Freundin: alles was religios und sittlich in der Welt gesagt werden könne, sey in den drey letzten Worten des Stückes enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

Der deutsche Dichter, bis in's hohe Alter bemüht die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dieß als das sicherste Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach dessen erstem Erscheinen, aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch auf einander folgender Productionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die diesseitige frohe Theilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen sich selbst ein so geistreiches als gränzenloses Hervorbringen und seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Daseyn einigermaßen verkümmert.

Der deutsche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Le-

ben und Dichten in aller seiner Excentricität, die freilich um desto auffallender seyn mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und uns die Elemente zur Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen.

Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweydeutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraschend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerspiels Sardanapalus, in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage: ob solche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutsche mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden, unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten; auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verspätung, Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographirten Facsimile, zu höchst werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf,

dem deutschen Zeit- und Geist-Genossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen; wie denn das Trauerspiel Werner ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutschen Dichtergreise zutrauen, daß er einen so gründlich guten Willen, welcher uns auf dieser Erde selten begegnet, von einem so hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, sich gleichfalls bereitete mit Klarheit und Kraft auszusprechen: von welcher Hochachtung er für seinen unübertroffenen Zeitgenossen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt sey. Aber die Aufgabe fand sich so groß, und erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was soll man von einem Erdgebornen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Person und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte; als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannichfaltigen Kräfte, an erhabengefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sey ihm doch, wenn er sich selbst empfindet.
Er wage selbst sich hochbeglückt zu nennen.
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem jeden schon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Gesendete gerade noch traf, um es im Augenblicke seiner Abfahrt, den 24 July 1823, mit einem reinen schön gefühlten Blatt erwidern zu können, als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses unter den kostbarsten Documenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns nun ein solches Blatt erfreuen und rühren und zu der schönsten Lebenshoffnung aufregen mußte, so erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten schmerzlichsten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichter-Welt über seinen Verlust für uns leider

ganz

ganz insbesondere schärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß seine Nation, aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit gränzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.

Leben Napoleons.

Von Walter Scott.

Der reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts unternimmt die Geschichte seiner Zeit zu schreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in seinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannichfaltigen historischen Stoff deutlichst aufzufassen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vieljährige literarische Uebung gewinnt er sich die höchstmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenschaft des Romans und die Form desselben begünstigt ihn, indem er durch fingirte Motive das historisch Wahre näher an einander rückt, und zu einem Faßlichen vereinigt, während es sonst in der Geschichte weit auseinander steht, und sich kaum dem Geist, am wenigsten aber dem Gemüth ergreiflich darstellt.

Er gibt sich auf, die Geschichte seiner Zeit dergestalt
vorzutragen, daß er sich die Eindrücke, welche ihm die
edesmaligen Ereignisse gemacht, wieder aufs genauste
ergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden
ann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge
Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel
nzuwenden.

Walter Scott ist 1771 geboren, also fällt seine
Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des nord-
mericanischen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahr' alt bei dem Ausbruche der
anzösischen Revolution.

Was mußte er nicht in solcher Weise in solcher Zeit
leben?

Jetzo, da er stark in den Funfzigern steht, und
rchaus nah genug von der Weltgeschichte berührt wor-
t, tritt er mit obgemeldeten Eigenschaften auf, um
entlich über das vergangene Wichtige sich mit uns zu
terhalten.

Welche Erwartung dieß in mir erregen mußte, wird
jenige leicht abnehmen, der sich vergegenwärtigt, daß
, zwanzig Jahr' älter als er, gerade im zwanzigsten
hre persönlich vor Paoli stand, und im sechzigsten
Napoleon.

Diese langen Jahre durch versäumte ich nicht, fer-
und näher mit den Weltereignissen in Berührung
mend, darüber zu denken und nach einer individuel-

len Weise die Gegenstände mir zu ordnen und einen Zusammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünschter seyn als mich in ruhigen Stunden, nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem solchen Mann zu unterhalten, der auf seine klare, treue und kunstfertige Weise mir dasjenige vorzuführen versprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte, und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin. Dieses schreibe vorläufig nieder, eben als ich das Lesen dieses Werkes beginne und gedenke, was mir wichtig scheint in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte sich zeigen was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch dasselbe in seiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner, welche Combinationen, Ein- und Uebersichten mir besonders wichtig geworden.

Hiebei wird an der Betrachtung das Meiste zu gewinnen seyn, daß, wie jedes Individuum die Weltgeschichte nur auf seine Weise vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne liest; so auch keine Partey, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig ist, sondern vielmehr immer erwartet und aufsucht, was ihren Begriffen zusagt, und ihren Leidenschaften schmeichelt.

Haben wir den Franzosen, die so mannichfaltig auch von verschiedenen Seiten über die Revolution ge-

sprochen, willig zugehört; haben wir uns von Deutschen vielfach davon unterhalten und belehren lassen: so muß es höchst interessant seyn, einen Engländer und zwar einen höchst namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszusehen ist, daß er es den andern Völkerschaften, so wie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortsetzung gelingen sollte, zuallererst meine Betrachtungen äußern und in's Klare zu bringen suchen, wer denn eigentlich spricht und zu wem!

Weimar, den 21 November 1827.

The Life
of
Friedrich Schiller.
Comprehending an examination of his works.
London 1825.

Von dieser Biographie Schillers wäre nur das Beste zu sagen; sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unseres Dichters beweist, so wie denn auch das Studium der Dichtungen unseres Freundes und eine innige Theilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten ge-

wahr, und vermag sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes. Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten, und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah.

Vorwort zu Schillers Leben
aus dem Englischen von T. Carlyle.

Der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Gesellschaft, welche bisher ihre Aufmerksamkeit inländischer Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieselbe auf die ausländische zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie sehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteste gedacht hatte, zu schätzen wisse.

Selbst mit gegenwärtigem öffentlichem Ausdruck meines dankbaren Antheils geschieht nur fragmentarisch, was ich im bessern Zusammenhang zu überliefern gewünscht hätte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt nicht zurückweisen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in spätern Jahren sich

an mich thätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles reines wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben. Es ist der Verfasser des hier übersetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von dessen Thätigkeit und Vorzügen, so wie von dessen näheren Zuständen nachstehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denselben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, so wird zwischen ihnen und ihm eine frohe wirksame Verbindung sich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren sich dieses Vermächtnisses und seines fruchtbaren Erfolges zusammen erfreuen, so daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier schließlich bitten möchte, schon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

Weimar, April 1830.

V o r w o r t.

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die sämmtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremde gewahr worden, in sich aufge-

nommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen, und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers geschriebene Werk kann, übersetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind, so wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgesprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich seyn muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere, in seinen besten Jahren, durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutschen Literatur angetrieben worden.

Mir wenigstens war es rührend, zu sehen, wie die-

ser rein und ruhig denkende Fremde, selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Productionen unsres verewigten Freundes, immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deßhalb dafür, daß dieses Werk, als von einem Jüngling geschrieben, der deutschen Jugend zu empfehlen seyn möchte: denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der: in allem Geleisteten das Löbliche, Gute, Bildsame, Hochstrebende, genug das Ideelle, und selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieses Werk von Bedeutung seyn, wenn wir ernstlich betrachten: wie ein fremder Mann die Schillerischen Werke, denen wir so mannichfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der seinigen schätzt, verehrt und dieß, ohne irgend eine Absicht, rein und ruhig zu erkennen gibt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier wohl am Platze seyn, daß sogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun, gerade in dem Augenblicke, welcher auswärts der deutschen Literatur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Literatur immer nützlich und wirksam seyn werde.

So sind z. B. Herder's Ideen bei uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zusammenhange schon völlig unterrichtet worden. Dieses Werk ist vor kurzem in's Französische übersetzt; wohl in keiner andern Ueberzeugung als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgesetzte Bild sey folgendes gemeldet: Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er in der Stille lebend sich im besten Sinne auszubilden suchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der deutschen Literatur hiezu die meiste Förderniß fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen literarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich, etwa zehn deutsche Meilen südlicher, ein eigenes Besitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtoch genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtin seine ländlich einfache Woh-

nung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt sind, erwehren sich kaum des Wunsches, von geehrten, geliebten, weitabgesonderten Personen das Portrait, sodann die Abbildung ihrer Wohnung, so wie der nächsten Zustände, sich vor Augen gebracht zu sehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluse, Tasso's Wohnung in Sorent! Und ist nicht immer die Bieler Insel, der Schutzort Rousseau's, ein seinen Verehrern nie genugsam dargestelltes Local?

In eben diesem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verschaffen gesucht, und ich war um so mehr auf die Wohnung Herrn Thomas Carlyle's begierig, als er seinen Aufenthalt in einer fast rauhen Gebirgsgegend unter dem 55sten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch solch eine treue Nachbildung der neulich eingesendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leser, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, so wie durch eingeschaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes,

das Interesse an einer edlen allgemeinen Länder- und Welt-Annäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, d. 25 Sept. 1828.

„Sie forschen mit so warmer Neigung nach unserem gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries ist eine artige Stadt, mit etwa 15,000 Einwohnern und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzusehen eines bedeutenden Districts in dem schottischen Geschäftskreis. Unser Wohnort ist nicht darin, sondern 15 Meilen (zwey Stunden zu reiten) nordwestlich davon entfernt, zwischen den Granitgebirgen und dem schwarzen Moorgefilde, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die irische See ziehen. In dieser Wüste von Heide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem, theilweise umzäuntem und geschmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anstrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wün-

hen, daß unsre Rosen= und Garten=Büsche fröhlich
:ranwachsen, hoffen Gesundheit und eine friedliche Ge=
üthsstimmung, um uns zu fördern. Die Rosen sind
eilich zum Theil noch zu pflanzen, aber sie blühen doch
)on in Hoffnung.

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen,
ıd die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven.
iese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist
:ine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der
ısamste in Britannien, sechs Meilen von einer jeden
rson entfernt die mich allenfalls besuchen möchte.
er würde sich Rousseau eben so gut gefallen haben, als
f seiner Insel St. Pierre.

„Fürwahr, meine städtischen Freunde schreiben mein
:rhergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissa=
mir nichts Gutes; aber ich zog hierher, allein zu
ı Zweck meine Lebensweise zu vereinfachen und eine
ıbhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu
ben könne. Dieser Erdraum ist unser, hier können
leben, schreiben und denken wie es uns am besten
cht, und wenn Zoilus selbst König der Literatur wer=
sollte.

„Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend, eine
ıkutsche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir
ınser brittisch Weimar ansehen. Habe ich denn nicht
gegenwärtig eine ganze Ladung von französischen,
ſchen, americanischen, englischen Journalen und

Zeitschriften, von welchem Werth sie auch seyn mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unsrer Höhen entdeck' ich, ungefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch wo gerath' ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungewiß über meine künftige literarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir, nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualism zu einer geschmeidigeren Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Ein-

sicht

sicht in die wichtigsten Fächer brittischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsre ethisch=ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht, oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sey. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwidern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsre wohldenkenden Landsleute, in so fern es nöthig seyn sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt und gab sodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erschien German Romances in 4 Bänden, wo er aus den Erzählungen und Mährchen deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er seiner Nation am gemäßesten zu seyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher Zeitschriften, vorzüglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten deutschen Autoren, auch Ernst Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere, von verschiedenen Referenten, am meisten aber von unserm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, so wie alsdann über das besondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswärtigen Literaturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten; denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freisten Uebersicht,

ein strenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freisinn, in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort, in demjenigen was uns hier so nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unsern ethisch=ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Charakterzug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich seit meinem Hierseyn schrieb, ist ein Versuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von diesem Mann gehört, und doch war er einer der entschiedensten Genies; aber in der tiefsten Classe der Landleute geboren, und durch die Verwicklungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß was er wirkte verhältnißmäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

„Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er sey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahre 1759 geboren, und keiner dieser beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne

in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche unsrer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voransteht, die uns wenigstens von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die schottische Sprache grade da hinderlich war, wo er des reinsten natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsre Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühm-

liche Darstellung auch als unsrer Ueberzeugung gemäß unterschreiben können.

Inwiefern übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sey, mehr als das Conversations-Lexikon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern literarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen: auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzesten Wege zu weisen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828 recensirt von unserm Freunde im Edinburgh Review, December 1828.

Nachfolgende Stellen daraus übersetzt, werden den Wunsch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, nach hoher Bildung strebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft; ohne Förderniß als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguson und Ramsay, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsterniß einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt

und des Menschenlebens; er wächs't an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines innern Geistes strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles dessen was in uns das Edelste zu nennen ist; sein Leben ist uns ein reicher Unterricht und wir betrauern seinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte so wie belehrte.

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzuvornehmer Gleichgültigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Es war entstellt und zerstört ehe wir es anerkannten: ein ungünstiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menschliche Daseyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung seines eigenen nicht geworden. Das Geschick — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden — seine Fehler, die Fehler der Andern lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erhoben hätte, wäre

es ihm nur zu wandern geglückt, sank in den Staub, seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wohl sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und so eine freundlich warme Seele, so voll von eingebornen Reichthümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seine Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit, verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr; wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahin wandern: denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik.

„Welch ein warmes allumfassendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauenvolle, gränzenlose Liebe! welch edelmüthiges Ueberschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gering und dörfisch, Held vielmehr und Königin; er rühmt sie als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug.

Armuth fürwahr ist sein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelsinn, welche unter dem Strohdach wohnen, sind lieb und ehrwürdig seinem Herzen. Und so über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseyns ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken.

„Hat er auch ein Selbstbewußtseyn, welches oft in Stolz ausartet, so ist es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes mißlaunisches Gefühl, ein freies und geselliges. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung: er ist unter die Niedrigsten gedrängt und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache. Den Zudringlichen kann er abstoßen, den Stolzen demüthigen, Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeschlecht haben bei ihm keinen Werth. In diesem dunklen Auge ist ein Feuer, woran sich eine abwürdigende Herablassung nicht wagen darf; in seiner Erniedrigung, in der äußersten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majestät der Poesie und Mannheit. Und doch, so hoch er sich über gewöhnlichen Menschen fühlt, sondert er sich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Interesse Theil, ja er wirft sich in ihre Arme und, wie sie auch

seyen, bittet er um ihre Liebe. Es ist rührend zu sehen, wie in den düstersten Zuständen dieses stolze Wesen in der Freundschaft Hülfe sucht, und oft seinen Busen dem Unwürdigen aufschließt; oft unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundschaft nur als Namen kennt. Doch war er scharf- und schnellsichtig, ein Mann vom durchdringendsten Blick, vor welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigte sich dieser Landmann unter uns: eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten. Und ein solcher Mann war es, für den die Welt kein schicklicher Geschäft zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Accise auf den Talg zu berechnen und Bierfässer zu visiren. In solchem Abmühen ward dieser mächtige Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh' uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise ih-

ren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur, in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen, eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so, daß man in allen Fächern übersehen könne was dort geleistet worden, um sowohl den Gelehrten, den denkenden Leser, als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Katalog aufschlagen um

zu forschen: ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke, mit andern Verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen seyn zu erfahren: wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze, und sie werden nichts verabsäumen um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und dasselbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksieht, hiedurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere: so erlaube er mir einige seiner neusten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22 December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweytenmale den Briefwechsel gelesen und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der

auswärtigen, besonders der deutschen Literatur, sich mit wachsender Schnelle verbreitet so weit die englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden und in Oxford haben zwey bis drey Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark seyn; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hülfleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde seyn."

Wenn uns nach allem diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen: so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher

sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drey brittischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreyfache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft, auch unter einander, als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

German Romance.

Vol. IV.

Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieses Titels im Deutschen wieder zu geben müßten wir allenfalls sagen: Musterstücke, romantischer, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutscher Autoren welche sich in diesem Fache hervorgethan haben; sie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Musäus, Tieck, Hofmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier anmuthiger Sprache. Merkwürdig sind die einem jeden Autor vorgesetzten Notizen, die man, so wie die Schillerische Biographie, gar wohl rühmen, auch unsern Tagesblättern und Heften zu Uebersetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa schon uns unbewußt geschehen ist, empfehlen darf. Die Lebenszustände und Ereignisse sind mit Sorgfalt dargestellt und geben von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung desselben auf seine Schriften genugsame Vorkenntniß. Hier sowohl wie in der Schillerischen Biographie beweist Herr Carlyle

eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem deutschen poetisch-literarischen Beginnen; er gibt sich hin an das eigenthümliche Bestreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, jeden an seiner Stelle, und schlichtet hiedurch gewissermaßen den Conflict der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich ist. Denn leben und wirken heißt eben so viel als Partey machen und ergreifen. Niemand ist zu verdenken wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm seine Existenz sichert, und einen Einfluß verschafft der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt sich nun hiedurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunst und Nebel sich setzen, zerstreuen und verschwinden, und sieht jene fernen Regionen vor sich aufgeklärt mit ihren lichten und beschatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt sind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeschrieben, eingeschaltet stehen, sollte man auch finden daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich gesteht daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sey nun historisch, mythologisch,

fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchscheinen sehen.

Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdisch Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet; so ist zwar nicht zu hoffen daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß ist es was die Uebrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen

seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studirt, befindet sich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Uebersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht, und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Uebersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran sagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache." So ist jeder Uebersetzer ein Prophet in seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Bibelgesellschaft andres, als das Evangelium einem jeden Volke in seine Sprache und Art gebracht zu überliefern?

Wallenstein.

From the German of Fr. Schiller.

Edinburgh 1827.

Wenn ich oben durch ein poetisches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Uebersetzungen unserer dichterischen Arbeiten jederzeit erregen müssen, so wird man mir gern zugestehen, daß ich bei einer Uebersetzung Wallensteins eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieser höchst bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfasser nicht von der Seite. Er hatte die Gabe über das was er vorhatte, ja so eben arbeitete, sich mit Freunden besprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur seines ewig reflectirenden Geistes; es störte seine Production keineswegs, sondern regelte sie und gab ihr Gestalt, wie aus unsrer durch zehn Jahre geführten Correspondenz nächstens zu ersehen seyn wird.

Bracht' ich nun, nach seiner Vollendung, dieses dreyfache Werk, gemeinschaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Pro-

ben, die Mühseligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erscheinung gelangte; wohnte ich so mancher Vorstellung in kritisch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauspielers individuellem nicht immer rein correspondirendem Sprachton mir vor die Ohren, wußt' ich das Gedicht auswendig: so wird man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, so daß ich es in vielen Jahren weder wiedersehen noch lesen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakspeare's entgegen, die große Analogie zweyer vorzüglicher Dichterseelen ging mir lebhaft auf; es war das erste frische wieder, dasselbe in einem andern, und so neu daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte. Die Vorrede ist höchst bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schiller'schen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu übersetzen wagt, gibt er historische Kenntniß, den Schlußgesang aber übersetzt er, und wir vernehmen ihn auf's Neue in fremder Sprache eben so aufregend wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review und Foreign- und Foreign Quarterly Reviews vom Jahre 1828.

Des Edinburgh Review, sodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir dießmal nur flüchtig erwähnen.

Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede seyn könne, die Nationen sollen übereindenken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. Wenn nun dießmal mehrere Gesellschaften, welche die brittischen Inseln mit dem Auslande bekannt zu machen die Absicht haben, in sich selbst wirklich übereinstimmend erfunden werden; so erfahren wir Ausländer dadurch wie man dort gesinnt ist, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen gestehen wir

gern, daß sie höchst ernst, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Resultat seyn, daß wir über unsre eigne kaum vergangene Literatur, die wir gewissermaßen schon beseitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzustellen genöthigt werden. Bemerkenswerth ist besonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier worin derselbige wirkt, bei dieser Gelegenheit zu überschauen.

Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beispiel, die Theilnahme Bouterwecks durch freundschaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus, von Klingemann, gibt Gelegenheit das neuere deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen.

Victor Cousins philosophische Fragmente geben Anlaß ungünstig von der deutschen Philosophie überhaupt zu sprechen, und sich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutschen Reisenden veranlassen den Referenten auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutschland gern als eine große Einheit sehen möchten und als Mittelpunkt derselben uns eine große Hauptstadt wünschen. Bei den Assassinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu sehr als Parteyschriftsteller auftrete, und den Wider=

willen gegen die neusten geheimen Gesellschaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufsatz, der von einigen Schriften welche Franz Horn angehören ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise die Labyrinthe deutscher Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen. Werners Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben; aber wir gestehen gern, daß uns der Muth fehlte jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menschlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals historisch-kritisch gelassenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweise jener Kunstrichter fordert in vielfachem Sinne unsere Aufmerksamkeit. Bei mannichfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinstimmenden Urtheile auf eine wo nicht geschlossene Gesellschaft doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weise herangewachsener Zeitgenossen. Bewundernswürdig ist der redliche Fleiß, sind die sorgfältigen Bemühungen die sie anwenden sich in unsern verwickelten ästhetisch-literarischen Zuständen umzuschauen, sie von einem höheren Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken; daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. July 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieser Zeitschrift die sittlich-ästhetischen Bemühungen der Deutschen aufgenommen und angesehen sind. Der Referent dieses Faches ist ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und andere verdanken werden.

In dem ersten Aufsatz überschrieben: On the Supernatural in Fictious Compositions, welches wir übersetzen möchten, das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unseres Hoffmanns den Anlaß genommen seine Gedanken auszusprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geschichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geist gebracht wird; sodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorschreite, bis sie endlich, wenn sie keine höhere bändigende Kunst anerkennt, sich ganz und gar in's Falsche verliert, das Gräßliche, Schreck-

liche in's Unnatürliche und Unmögliche steigert und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigene Art von Kritik, es ist dieselbe welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet und sie eben dadurch jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmann's talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen auf den Tod gefolterten Wesens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen ist: „Wir müssen uns von diesen Rasereyen lossagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen."

Hören wir ihn ferner: „Es ist unmöglich Mährchen dieser Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es sind nicht die Gesichte eines poetischen Geistes, sie haben kaum so viel scheinbaren Gehalt als den Verrücktheiten eines Mondsüchtigen allenfalls zugestanden würde; es sind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns, denen wir, wenn sie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltsames überraschen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit widmen können. Fürwahr! die Begeisterungen Hoffmann's gleichen oft den Einbildungen die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers

fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er seiner Einbildungskraft ernster geboten hätte, ein Schriftsteller der ersten Bedeutung geworden wäre, so dürfte er doch, indem er dem kranken Zustand seines zerrütteten Wesens nachhängt, jener gränzenlosen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffassungen als anheim gegeben erscheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu besiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und sonstige Reinigungen, verbunden mit gesunder Philosophie und überlegter Beobachtung, würden unsern Hoffmann wie jenen bedeutenden Schriftsteller zu einem gesunden Geisteszustand wieder zurückgebracht haben und seine Einbildungskraft, in einem gleichen und stetigen Flug sich bewegend, hätte vielleicht das höchste Ziel poetischer Kunst erreicht. — Seine Werke jedoch wie sie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muster der Nachahmung aufzustellen seyn, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anschaulich machen, wie die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungstrieb des Besitzers."

Wir können den reichen Inhalt dieses Artikels unsern Lesern nicht genugsam empfehlen: denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend

fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft worden.

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Literatur ausschließen kann und soll, so besteht denn doch das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß wenn irgend eine Art von wunderlicher Composition sich hervorthut, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen nach sich reißt.

Würden vorzügliche Geister sich auf mehr als Eine Weise versuchen, so würden sie sich und andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geist eben so vielseitig wirksam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umsicht gewinnt.

Daß eine gewisse humoristische Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusina ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete sich aber den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist als man denkt.

In diesem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmischen Kindermährchen zu empfehlen, wo der naturfeste Bauerjunge der immer von Schaudern (Grieseln) hört, und höchst neugierig was denn das eigentlich für eine Empfindung sey? die gespensterhaftesten Abenteuer mit realistischer Gemüthsruhe besteht und durch eine Reihe der fürchterlichsten Zustände hindurch, bei welchem dem Leser wirklich schaudert, seinen reinen Prosaismus bewährt, einen Tod- und Teufels-Spuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchsten Glück sich nicht beruhigen kann, daß ihm eine solche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich, durch einen absurden Weiberspaß, belehrt wird was denn eigentlich Schauern sey.

Der Gegensatz von Aeußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüstlichem gesundem Sinn und gespenstischem Trug kann nicht besser dargestellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weise zu beruhigen ist, finden wir meisterhaft erfunden, und so platt die Auflösung scheinen mag, getrauen wir uns doch sie als höchst geistreich anzurühmen.

Whims and Oddities.

1 8 2 7.

Dieß Werk, dessen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu übersetzen wäre, läßt sich schwer beurtheilen. Zuvörderst wird der Leser dadurch äußerst irre, daß die eingeschalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und prosaischen Aufsätze, denen sie beigegeben sind, wirklichen Bezug haben; man sucht im Texte Uebereinstimmung mit den Bildern, und findet keine; ein andermal gehören sie wieder ganz eigentlich zusammen, und es brauchte Zeit bis man hierüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoristen rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt sich, nach allen Seiten hinzudeuten, sich in Anspielungen zu ergehen, welche der continentale Leser wohl schwerlich alle sich zurecht legen könnte. Mannichfaltige Stellen so verstorbener als lebender Poeten und Schriftsteller aller Art, besonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in seinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in solchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, so gesteht man dem Autor, wie dem Skizzisten, Geist und Talent sehr gerne zu. Die prosaischen Aufsätze sind lebhaft humoristisch, aber mäßig, nicht fratzenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetischen Sinn, aber man freut sich an einem klaren freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav ist er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Gischt weiß er recht gut zu mahlen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt alles, selbst was sich zum Erhabenen hinneigt, in's Absurd-Possenhafte, welches denn bei'm ersten Aufschlagen sogleich einem jeden Leser zum voraus angekündigt ist.

IV.

Italiänische Literatur.

Bemerkung.

Das Uebrige von Italiänischer Literatur, was hier wäre mitzutheilen gewesen, findet sich bereits am Ende des 38sten Bandes abgedruckt.

D a n t e.

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemüths-Eigenschaften Dante's werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich in's Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte; deßhalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, sondern auf eine oder andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umgränzen hilft. Der Uebersetzer nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt, und, was zu dessen Darstellung erforderlich war, in seiner Sprache und seinen Reimen zu leisten gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

Die ganze Anlage des Dante'schen Höllenlocals hat etwas Mikromegisches und deßhalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefsten Abgrund soll man sich Kreis in Kreisen imaginiren; dieses gibt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer wie es seyn möchte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt, indem man ja von oben herein alles bis in die Arena und diese selbst überblickt. Man beschaue das Gemählde des Orgagna und man wird eine umgekehrte Tafel des Cebes zu sehen glauben, statt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung ist mehr rhetorisch als poetisch, die Einbildungskraft ist aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, so werden wir durch den seltsamen Reichthum der einzelnen Localitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Hier, bei der strengsten und deutlichsten Ausführung der Scenerey, die uns Schritt für Schritt die Aussicht benimmt, gilt das was ebenmäßig von allen sinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Personen selbst, deren Strafen und Martern, zu rühmen ist. Wir wählen ein Beispiel, und zwar den zwölften Gesang:

Rauhfelsig war's da wo wir niederklommen,
Das Steingehäuf' den Augen übergroß;
So wie ihr dieser Tage wahrgenommen
Am Bergsturz diesseits Trento, der den Schoß

Der Etsch verengte, niemand konnte wissen
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß? —
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen,
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt.

So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich, schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: in düstersten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth, sie trieb ich in die Schranken;
Allein vernimm: als in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher eh der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die grause Finsterniß
Daß ich die Meinung faßte: Liebe zücke
Durch's Weltenall und stürz' in mächtigem Riß
In's alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang festgeruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderst nun muß ich folgendes erklären: obgleich in meiner Original-Ausgabe des Dante Venedig 1739 die Stelle: e quel bis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch bloß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauh-felsig (alpestro),

aber das ist dem Dichter nicht genug gesagt; das Besondere daran (per quel ch'iv'er'anco) war so schrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher um sich und andern nur einigermaßen genug zu thun, erwähnt er, nicht sowohl gleichnißweise als zu einem sinnlichen Beispiel, eines Bergsturzes, der, wahrscheinlich zu seiner Zeit, den Weg von Trento nach Verona versperrt hatte. Dort mochten große Felsenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch scharf und frisch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, sondern so, daß die einzelnen großen Stücke hebelartig aufruhend durch irgend einen Fußtritt leicht in's Schwanken zu bringen gewesen. Dieses geschieht denn auch hier als Dante herabsteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Christi Höllenfahrt, um nicht allein diesen Sturz, sondern auch noch manchem andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Ursache zu finden.

Die Wanderer nähern sich nunmehr dem Blutgraben, der, bogenartig, von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen ist, wo Tausende von Centauren umhersprengen und ihr wildes Wächterwesen treiben. Virgil ist auf der Fläche schon nah genug dem Chiron getreten, aber Dante schwankt noch mit unsicherem Schritt zwischen den Felsen; wir müssen noch einmal dahinsehen, denn der Centaur spricht zu seinen Gesellen:

„bemerkt der hinten kommt bewegt
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt."

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsen-Sturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sey?

In den übrigen Gesängen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Ausmahlen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und vorweisen. Solche Parallel-Stellen machen uns mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dante's auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des lebendigen Dante und der abgeschiedenen Todten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

L' E c o,

Giornale di Scienze, Lettere, Arti Commercio e Teatri.

Milano 1828.

Eine Zeitschrift mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Aeußeres, welches einen Beweis gibt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publicum zu ehren wisse.

Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können, den Mitarbeitern sowohl wie den Redactoren, das beste Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen geistvoll heiteren Freisinn, hinlängliche Uebersicht fremder Literatur neusten Datums, überhaupt Umsicht von hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie sind auf dem Alterthum und auf ihrer ältesten Literatur gegründet, sodann aber vernimmt man was die Italiäner neuerlich unter sich verkehren, was sie dem Ausländer mittheilen möchten, was sie von

uns, mit besonderer Gunst angesehenen Deutschen, und wie sie es brauchen können; wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug dafür zu sorgen was das Publicum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerthe. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italiänischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern, daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in sprachthümlichem Conflict liege. Daher ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der italiänischen Sprache im Auslande zur Benutzung bei'm Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute was sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren.

V.

Orientalische Literatur.

Toutinameh,

übersetzt von Prof. Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Kosegarten.

Es wird mit Recht das Papagaienbuch genannt, denn der Papagai spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen: eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden; durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sey weniger gefährlich ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bei einbrechender Nacht, den dämonisch-weisen Haus-Papagaien um Rath, welcher die List erdenkt durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dieß wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre gränzenlosen Mährchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijai eddin Nechschebi, im Jahr Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzäh-

lungen, indischen Ursprungs, bearbeitet hatte; hievon gibt uns Professor Kosegarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher dasjenige was uns aus dem Alten mitgetheilt wird mit dem Neuen zu vergleichen; jenes hat große Fülle, ächt orientalisch-poetische Vorstellungsarten, die Erzählung ist ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechselnd und vermannichfaltigt; wir finden die ächten Eigenschaften einer wohl durchdachten originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen daß die östlichen Völker in zweyhundert Jahren viel prosaischer geworden und sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe, begnügen mochten. Indessen ist es wohl denkbar daß diese Behandlungsweise dem Westländer fürs erste mehr zusage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wissen wir Herrn Iken vielen Dank daß er dieses Werk vorläufig in die deutsche Literatur eingeführt, Interesse dafür erregt und unsern jüngern talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen bisher unbekannten Geschichten nach eigener Weise her-

vorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächst den Almanachen und Taschenbüchern frischen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des ältern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umständlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchst nothwendig sey: denn wer eine leidenschaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl ersonnene, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, sondern er muß auch in der Ausführung so reich, exuberant, reizend und anregend seyn, daß die Einbildungskraft vor solcher Kraft staunend nicht wüßte wohin sie sich wenden, wie sie alles fassen solle. Wie uns ja eine schöne Person, herrlich geschmückt, noch schöner vorkommt und wir zwischen Gestalt und Hülle schwankend hin und her gezogen werden.

Und so gibt das alte Werk, obgleich nur in Prosa geschrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientalischen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichnisse und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenstände. Das Meer, das zum Geburtstag eines Königssohns geladen, mit allen seinen Schätzen und Herr-

lichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichste Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannichfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen daß es Nacht geworden sey, die lieblichsten Gleichnisse vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermans Händen seyn und Herr Professor Kosegarten uns bald möglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersetzt geben, wornach uns die drey mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande.

Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist dießmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart. (S. 33.)

Der besondere Inhalt ist: Ein junges schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomons Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe

schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgibt. Sie bleibt kalt und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wieder findenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch, alle Betheiligten äußern sich unmittelbar jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so lös't sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

VI.

Volkspoesie.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun, —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Volkspoesie.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis an's baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten seyn, daß mich gar mannichfaltiges Interesse hin und wieder zog, aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deßhalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem

Freisinn in der Wildniß und einer, zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Thema's, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen seyn werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165, 1822 eine neue Behandlung jener kühnen frischen, nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegnér unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helwig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jederman zugänglich und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Byörn, zwey kühne Seehelden, werden tief im Winter durch's Eis an's Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiof's Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld von unbezwinglichem Verlangen getrieben die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen, nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn,

aufgeregt beweis't er seine Kraft, und aus der rohen thierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im Schlitten auf's Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd in's Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schoß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sey; sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin

Frithiof schlägt's aus, bekennt daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt

Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze wieder auf's Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze gibt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Wallhalla-Saal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seyen, dürfen wir unsern, mit dem Norden befreundeten, Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser auf's eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Uebersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinn und Ton vollständig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegen kommt.

VI.

Die Königs=Wahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotschaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürst Ring ist todt, bevor nun steht
Die Königs=Wahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Die Knaben schaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwert zu zweyn,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein schlank
Mit emſ'gem Sinn
Und schaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut! —
Heil Dir, Du eh'rner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall bist Du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

So sammelt sich bei Schild-Getön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting, der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königs-Sohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind ist's dort,
„Das Männer nicht zu führen weiß
„Mit Fürsten Wort."

Doch Frithiof auf das Schild-Rund schwang
Das Kind sogleich:
„Schaut! — von der Eiche die da sank
„Grünt hier ein Zweig! —

„Erkennt im holden Kindes-Bild
„Den Stamm so hehr;
„Er fühlt so leicht sich auf dem Schild
„Wie Fisch im Meer.

„Ihm schützen will ich vor Gefahr
„Sein Reich und Land,
„Und setz' ihm einst Rings Kron' auf's Haar
„Mit eigner Hand.

„Forsete, Baldurs hoher Sohn!
„Ich rufe Dich
„Zum Zeugen, weich' ich je davon,
„Zerschmettre mich!" —

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß stolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne schaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raschen Muth
Zur Erde sprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting
All' gleich gesinnt:
„Dich küren wir! Werd' einst wie Ring
„Du Schildes-Kind!

„Und bis Du groß, soll dieser Dir
„Zur Seite stehn.
„Jarl Frithiof, Dir vermählen wir
„Die Mutter schön."

Doch der schaut finster drein und spricht:
„'s ist Königs-Wahl,
„Nicht Hochzeit heut — die feir' ich nicht
„Nach fremder Wahl.

„Zum Zwiesprach muß ich jetzo gehn
„In Baldurs Hain
„Mit meinen Nornen, denn sie stehn
„Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schild-Jungfrau'n
„Hab' ich im Sinn,
„Die unterm Baum der Zeiten bau'n,
„Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
„Und klarem Blick —
„Nur Er, der mir die Braut geraubt,
„Gibt sie zurück.“

Küßt drauf die Stirn dem Königs-Sohn
Und stumm entlang
Der Haide, fern entschwand er schon
Mit stillem Gang.

Serbische Lieder.

Schon seit geraumer Zeit gesteht man den verschiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen besondern Werth zu, es sey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familien-Verhältnisse, auf Einigkeit und Streit, auf Bündnisse und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr stilles häusliches und herzliches Interesse vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt man sich in Deutschland ernstlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht daß ich unter diejenigen gehöre die ein auf diese Vorliebe gegründetes Studium unablässig selbst fortsetzten, auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern suchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieser Sinnes- und Gesanges-Art verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componisten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hiebei gestehen wir denn gerne, daß jene sogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch schmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Musik nicht anzupassenden Tönen einherfließen, sich

meist in weicher Tonart ergehen und so das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls versetzen, in der wir einem gewissen allgemeinen unbestimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genusse gern verweilen und uns in der Folge immer wieder sehnsüchtig darnach zurückbestreben.

Sehen wir aber endlich solche Gedichte geschrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Werth beilegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen, und uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn sie uns die Localitäten woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse, klar und auf das bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer spätern Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannichfaltigem was in dieser Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an

welche die serbischen, obgleich alterthümlicher, gar wohl sich anschließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche Nationalgedichte sind einzeln, außer Zusammenhang, nicht füglich anzusehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, gibt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse; das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Masse muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor sich sehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beschränktheit oder Weitsinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit sich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unser Geschäft ungesäumt an. Wir gedenken von serbischen Liedern zunächst zu sprechen.

Man erinnere sich jener Zeiten wo unzählbare Völkerschaften sich von Osten her bewegen, wandernd, stockend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomaden-Leben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Locale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es ist schwer sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich, wir finden es bald ausgedehnt, bald zusammengedrängt, zersplittert oder gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weiter und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so halte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erstern Flusses hinauf, des andern hinunter, hat sie diese nördliche Gränze gewonnen: so erlaube sie sich dann südwärts in's Gebirg und darüber weg, bis zum adriatischen Meer, ostwärts bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venetianern, zu den Ungarn und sonstigen wechselnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaiserthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; späterhin

bleibt mehr oder weniger dasselbe Verhältniß zum türkischen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen, und, um ihren Besitz zu sichern, auf den nächsten und ferneren Höhen, so Schlösser als befestigte Städte erbauten, so bleibt das Volk immer in kriegerischer Spannung; ihre Verfassung ist eine Art von Fürstenverein unter dem losen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Ersuchen wohl Folge leisten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten hält man viel, ja ausschließlich, auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geistlichkeit verwahrt liegen, oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, so sehr sie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein historischer Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen sey, so entsteht die Frage: inwiefern die Chronologie derselben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum gesetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht sey? eine Frage die ohnehin bei mündlich überlieferten Gesängen sehr schwer zu beantworten seyn möchte. Ein altes Factum ist da, wird erzählt, wird gesungen, wieder gesungen; wann zum erstenmal oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und

Und so wird sich denn auch jene Zeitrechnung serbischer Gedichte erst nach und nach ergeben; wenige scheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355 sich auszusprechen, sodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die türkische Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt sieht man in den neuesten Tagen Türken und Christen friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bei schon bedeutender Cultur durch abergläubisch barbarische Gesinnungen aus; es finden sich Menschenopfer und zwar von der widerwärtigsten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Scutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher Schutz- und Trutz-Gebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sey nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Hercules, dem persischen Rustan auftreten, aber freilich in scythisch höchstbarbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwinglichste aller serbischen Helden, von gränzen-

loser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird selbst dreyhundert Jahre alt; er stirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht wie er dazu kommt.

Die frühste dieser Epochen sieht also ganz heidnisch aus, die mittleren Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost dessen, der sich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation ist eines poetischen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vögelbotschaften werden die wackersten Menschen verschüchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalswesen, in der Einöde hausend, Berg und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Jägerin höchst schön gepriesen, endlich sogar als Wolkensammlerin geltend: im Allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her, wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den

überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amselfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg sind wohl auch noch dichterische Denkmale übrig geblieben; in der allerneuesten Zeit schließen sich die Stoßseufzer der Sulioten unmittelbar an; zwar in griechischer Sprache aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die sich nicht in sich selbst zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht in's Gleichgewicht zu setzen geeignet sind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, sondern in ganzer Masse an sich heran nehmen, genießen und schätzen kann, sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beiden Seiten, überrascht und ergötzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt.

Alles was es auch sey ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfin-

dungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen; dagegen erweis't sich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan. Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders, oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt, und es ist schon gewagt die Mannichfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in folgendem, zu Anregung der Aufmerksamkeit zu thun uns nicht versagen.

1) Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schläft so süß, sie scheut sich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Pest verwüstet. 6) Verwünschung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; seltsamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotschaft, der Verlobten gebracht durch zwey Nachtigallen, welche ihren dritten

Gesellen den Bräutigam vermissen. 9) Lebensüberdruß, über ein erzürntes Liebchen; drei Wehe sind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11) Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Besorgt um den Geliebten will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen schilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirsch und Wila. Die Waldgöttin tröstet den liebekranken Hirsch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Capitulation um Erlösung. 28) Zwiefache Verwün-

schung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte seyn? 32) Liebesfreuden verschwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlassene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drey Mädchen wünschen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beste Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren, Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchst schön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeit-Anstalten, Ueberraschung der Braut. 42) Eilig neckisch. 43) Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangesetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längsten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den gerüsteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah und versagt. 50) Wen nahm sich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene bald befreite Nachtigall. 53) Serbische Schönheit. 54) Locken wirkt am sichersten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nöthige zu melden, hat seine besondere Schwierigkeit.

Die serbische theilt sich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und südlichen. Dem ersten gehört das Russische, Polnische, Böhmische, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die serbische Mundart ist also eine Unterabtheilung des südslavischen Dialekts, sie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menschen und darf unter allen südslavischen für die kräftigste geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation selbst ein Widerstreit; zwey Parteyen stehen gegen einander und zwar folgendermaßen:

Die Serben besitzen eine alte Bibel-Uebersetzung aus dem neunten Jahrhundert, geschrieben in einem verwandten Dialekt, dem altpannonischen. Dieser wird nun von der Geistlichkeit und allen die sich den Wissenschaften widmen, als Sprachgrund and Muster angesehen; sie bedienen sich desselben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünstigen ihn; dagegen halten sie sich entfernt von der Sprache des Volks, schelten diese als abgeleitet von jenem und als Verderb des ächten rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber diese Sprache des Volks genauer, so erscheint sie in ursprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verschieden und in sich selbst le-

bendig, allem Ausdruck des thätigsten Wirkens und eben so poetischer Darstellung genügend. Die in derselben verfaßten Gedichte sind es, von denen wir sprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation gering geschätzt werden; deßwegen sie auch niemals aufgeschrieben noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit sie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich schien, deren Ursache uns aber jetzt erst, da sie gehoben ist, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieser Literatur zu reden, so muß ich vorerst gestehen daß ich keinen der slavischen Dialekte, unerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch studirt und also von aller Original-Literatur dieser großen Völkerschaften völlig abgeschlossen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, insofern solche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon sind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggesang der edlen Frauen Asan Aga übersetzte, der sich in des Abbate Fortis Reisen auch von da in den Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Französischen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen sodann von Gedichten sämmtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor

mir, weder einen Hauptbegriff konnt' ich fassen, noch die Abtheilungen charakteristisch sondern.

Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mittheilung aus oben gemeldeter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfaches Saiteninstrument, Gusle genannt, begleitet, waren sie in dem niedern Kreise der Nation erhalten worden; ja es ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieses Gesuch abgeschlagen wurde, weil die guten einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Gesänge einigermaßen hochschätzen könne. Sie fürchteten vielmehr daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungünstig vergleichen und dadurch den roheren Zustand ihrer Nation spöttisch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernstlichen Absicht überzeugte man sie durch die Aufmerksamkeit der Deutschen auf jenen Klaggesang, nnd mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die längstersehnte Mittheilung obgleich nur einzeln hin und wieder erlangen.

Alles dieses war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann Namens Wuk Stephanowitsch Karadgitsch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit seiner Mutter-

sprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volkspoesie liebgewonnen hätte. Er benahm sich mit dem größten Ernst in dieser Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine serbische Grammatik an den Tag und zugleich serbische Volkslieder hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich sie mit einer deutschen Uebersetzung; auch jener Trauergesang fand sich nunmehr im Original; allein wie sehr ich auch die Gabe werth hielt, wie sehr sie mich erfreute, so konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Westen hatten sich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwicklung schien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Osten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeschiedenheit eine Zeit lang entfernt von Westen und Norden.

Nun aber enthüllt sich diese langsam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab sich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtel'schen Officin drey Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben gesprochen wurde, sodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieses Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutschland denselben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothekar Grimm in Kassel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische; er übersetzte die Wukische Grammatik und be-

gabte sie mit einer Vorrede die unsern obigen Mitthei=
lungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeu=
tende Uebersetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes
Nationelle wiedergeben.

Auch Prof. Vater, der gründliche und zuverlässige
Forscher, nahm ernstlichen Theil, und so rückt uns
dieses bisher fremd gebliebene und gewissermaßen zurück=
schreckende Studium immer näher.

Auf diesem Punkt nun wie die Sachen gekommen
sind, konnte nichts erfreulicher seyn als daß ein Frauen=
zimmer von besondern Eigenschaften und Talenten, mit
den slavischen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt
in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die ser=
bische entschied, sich mit aufmerksamster Thätigkeit die=
sem Lieder=Schatz widmete und jener langwierigen Säum=
niß durch eine reiche Leistung ein Ende machte. Sie
übersetzte, ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung
und Gutachten, eine große Masse der vorliegenden Ge=
dichte und wird in einem Octavband so viel derselbeu zu=
sammenfassen als man braucht um sich mit dieser aus=
gezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen.
An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die das was
wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umständlicher
darlege, um einen wahren Antheil dieser verdienstvollen
neuen Erscheinung allgemein zu fördern.

Die deutsche Sprache ist hiezu besonders geeignet;
sie schließt sich an die Idiome sämmtlich mit Leichtigkeit

an; sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Productionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es ist keine Kleinigkeit wenn eine Sprache dieß von sich rühmen darf: denn müssen wir es zwar höchst dankenswerth achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen was wir selbst innerhalb unseres Kreises Originelles hervorgebracht, so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen, und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten in's Besonderste zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beispiele vor uns, Wuk Stephanowitsch übersetzte uns zu Liebe

mehrere derselben wörtlich, Grimm auf seinem Wege war geneigt sie im Sylbenmaße darzustellen; auch Vatern sind wir Dank schuldig, daß er uns das wichtigste Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitsch, im Auszuge prosaisch näher brachte, und so verdanken wir denn auch der raschen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unserer Freundin schnell eine weitere Umsicht die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben,

übersetzt von Fräulein von Jakob.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Stück 192.

Grimm's Recensionen.

Auszug daraus.

Die Lieder nahe zu unübersetzlich.

Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen.

Betrachtung des Uebersetzens.

Lage der ersten Uebersetzer.

Liebe zum Original.

Wunsch es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten seiner Nation.

Annäherung bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.

Vergleichung älterer und neuerer deutscher Uebersetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt

sich immer mehr, Fremdartiges aufzunehmen, sowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Uebersetzerin hat das Glück in eine solche Zeit zu kommen; sie hat nicht nöthig, sich vom Original weit zu entfernen; sie hält am Sylbenmaß und genaueren Vortrag.

Erwünscht, daß die Uebersetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau besehen, stehen die serbischen Zustände, Sitten, Religion, Denk- und Handels-Weise so weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einschmeicheln bei uns bedurfte, um sie durchaus gangbar zu machen.

Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen Ossianischen Wolkengebilde, das als gestaltlos, epidemisch und contagios in ein schwaches Jahrhundert sich herein senkte und sich mehr als billigen Antheil erwarb; dieses südöstlich-Nationelle ist hart, rauh, widerborstig; selbst die besten Familienverhältnisse lösen sich gar bald in Haß und Parteyung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa antastenden Türken ist zweydeutig, wie aller schwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt sich ein Theil dem Sieger und Ueberwinder, daher werden die kräftiger Widerstehenden verrathen, und die Nation, für die sie Partey genommen, geht unter vor unsern Augen.

Diese unerfreulichen Ereignisse werden noch mehr verdüstert durch eine bloß formelle Religion, durch eine

Buch- und Pergament-Autorität, wodurch allein barbarischer Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird; durch einen seltsamen ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menschenopfer Städte zu festigen denkt, dem eine Schicksalsgöttin, erst als ferne Laut- und Berg-Stimme bis zur sichtbaren schönen Jägerin, bis zum verwundbaren Wesen, in den wichtigsten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug. Todte stehen auf und besuchen auferstehende Todte; von Engeln läß sich hie und da was blicken, aber untröstlich, und nirgendshin ist ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen absoluten monstrosen Helden, kurz gebunden, wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs anmuthen mag. Eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängniß ungesehen durch freundliche Worte tröstet, ihn befreit und schatzbeladen zu Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finsterniß liebevoll umfängt. Als er aber Morgens das schwarze Gesicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm sodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöster, die er hierauf reuig stiftet, die Gottheit und unsre Gemüther versöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich bösen Bogdan durch seinen Heldenblick zurückdrängt, so daß jener

jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will; wenn er die Wila selbst beschädigt und sie Beschluß und That zurückzunehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erscheinung immer abzwingt, nicht versagen, aber wohlthuend ist er uns so wenig als seine Genossen.

Alles dieses ist zwar als charakteristisch, aber nicht zu Ungunsten von uns aufgestellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß diese barbarischen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutschen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was sie aufnehmen konnte wird uns nicht widerwärtig seyn; was sie mittheilen wollte werden wir dankbar anerkennen.

Jene strenge Darstellung soll eigentlich nur den deutschen Leser auf einen ernsten Inhalt des Buches vorbereiten; denn selbst die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn sie gleich von den leisesten menschlichen Empfindungen durchflochten sind, halten sich von uns immer in einer gewissen Entfernung.

Hier ist also der Fall, wo wir dem Deutschen wie auch dem auswärtigen gebildeten Publicum zumuthen können, nicht etwa auf eine sentimentale Weise jene der cultivirten Welt als excentrisch erscheinenden Zustände sich aneignen zu wollen, sich einen Genuß nach besonderer Art vorzubilden; nein! wir verlangen, daß wir es

wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geschähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es persönlich, zu besuchen, unsere Einbildungskraft mit diesen Zuständen zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Uebersetzung.

Mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige ist das Wünschenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Uebersetzungsforderungen;

Von der laxesten Art bis zur stricten Observanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde, Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unsrer eignen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urtheile der übrigen europäischen Nationen über unsre Literatur beobachtet hat und sie nach und nach durch theilnehmende umsichtige Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationellen Selbstgenügsamkeit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Fächern ihre Bornirtheit abgelegt und zu einer freieren Umsicht gelangt sind, als

sie mit uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnet der französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Serbische Gedichte.

Der zweyte Theil der Uebersetzung serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unsrer jungen Freundin verdanken, sollte mir Anlaß geben über diese auch mir sehr schätzenswerthe Nationalpoesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon manches deßhalb zurecht gestellt, als ich in den Göttingischen Anzeigen No. 197, Jahr 1826, eine Recension fand, welche mich aller weitern Aeußerung überhebt. Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der eben so gut das allgemeine Organ wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu schätzen weiß. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken:

Die serbischen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im Stillen, werden uns auf einmal durch verschiedenartige Uebersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die sonst gewöhnliche Accommodation, wie sie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man seinem Volke alles Mitzutheilende so nach Geschmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte.

um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir sehen nun, neben der ernst und streng an das Original sich haltenden Uebersetzung des Herrn Grimm, einen, bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser deutsches Eigenthum ansehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges.

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines gefühlvollen Alleinsingers voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesammtsang und treffen das Vaudeville, das nicht allein durch einen sinnig-wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zusammen hält, sondern auch in sinnlosen, ja unsinnigen Klängen die Sinnlichkeit und was ihr angehört aufregt und sie zu einem gemeinsamen Taumel auffordert.

Dieses ist das Erbtheil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger sich meisterhaft erweist, wir würden sagen musterhaft, wenn er nicht gerade, um so ein trefflicher Poet zu seyn, alle Rücksichten die

man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus ableh- nen müßte.

Auffallend mußte hiebei seyn, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe und sich nach Umständen hervorthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall wo die Sonne hinscheint ist ihre Entwicklung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der serbischen Literatur werden schnell genug deutsches Gemeingut werden und wir be- halten uns vor, sobald noch mehreres zur Kenntniß ge- kommen, unsere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: Wila, eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zu- nächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und sinngewandte Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals geneigt erweis't, so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn er- lassen, freundlichst aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Das Neueste Serbischer Literatur.

Simeon Milutinovitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig 35 Jahre alt, war früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czerny Georg seine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handschar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Milosch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als dieses dem türkischen Joche sich wieder schmiegen mußte, nach Bessarabien, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichsten Bojaren dichterisch zu beschreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daselbst, unterstützt vom Fürsten Milosch, in der Breitkopf- und Härtel'schen Officin, wo er wußte daß sein Freund Wuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Presse zu übergeben. Er hat es nun vollendet und es liegt ein Exemplar, in vier kleinen Duodezbänden, vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit die seiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie sein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt, und es enthält in aneinandergereihten Taborien oder Heldenliedern, eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte.

Der wackere Verfasser hat auf theilnehmendes Ansuchen uns den vollständigen Inhalt seines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bei prüfender Uebersicht höchst merkwürdig, und es ist vielleicht das erste Mal daß eine alte Volksliteratur sich durch so lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünschen daß dieses Gedicht übersetzt, und zwar von Herrn Gerhard übersetzt werden möge, der sich die Denk- und Lebens-Weise, woran diese Nation gewöhnt ist, genugsam bekannt gemacht hat.

Es erscheint als etwas ganz Eigenes daß wir den Czerny Georg und seine Gehülfen in eben dem Conflict mit dem Türken sehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchst interessant war uns die Aehnlichkeit und den Unterschied beiderlei Aufstands gegen verjährte Usurpation zu erkennen. Und so bleibt uns dieses Gedicht, in wie weit wir uns damit befreunden konnten, höchst merkwürdig als Wiederholung oft versuchten Bestrebens, interessant durch die schönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber ist auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf

größere Nachbarstaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht, und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns im voraus auf die Abstammung des schwarzen Georg von dem unüberwundenen Marko, wie sie sich in diesen Gedichten nahezu mit historischer Zuversichtlichkeit wird darstellen lassen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichsten Gesuche an die drey von uns gerühmten Theilnehmer an diesem schönen Geschäft und sprechen den Wunsch aus: Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten jedes in seiner Art nicht nachlassen, diese so wichtige als angenehme Sache unablässig zu fördern.

Nationelle Dichtkunst.

Die serbische Poesie hat sich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber stockenden Versuchen, endlich in den Literaturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Anzeige des Neusten fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhards Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon dehnt sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannichfaltiger aus; erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwey; schon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in Einem geistigen Wesen zu denken nicht mehr verträglich, sondern es treten schon untergeordnete begleitende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geisterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden,

ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihr Heldenkreis vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher schon bekannten halsstarrig unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienstliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten lassen, nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensicalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert worden. Wir aber wurden persönlich in eine vorpolizeyliche Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drey Königen, sodann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Buttersemmeln und gemahlte Eyer zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu seyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Versprechen, sie sind zu uns herübergeführt und wir werden derselben gar manche in froher Gesellschaft, bei traulichen, wohl auch bei Festmahlen, er-

tönen zu lassen nicht versäumen; hier ist eine gränzenlose Anregung an unsere zahlreichen Componisten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort sich um die serbische Dichtkunst verdient zu machen; sind doch die Deutschen längst gewohnt mehr als Einen Uebersetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu sehen.

Genannte Freundin hat uns unlängst abermals einige ihrer Uebersetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; sie hält sich fest an der Stelle die sie früher schon behauptet, und kennt genau die Vorzüge welche aus der unmittelbar darstellenden Art entspringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten versetzt.

Es ist dieses ein Unmerkliches, welches wohlempfunden seyn will, und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchst wichtig, weil der poetische Vortrag sich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geschichtlichen unterscheidet.

Servian popular poetry,

translated by John Bowring.

London 1827.

Wie es uns mit schönen geliebten Personen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraschen, so oft wir sie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, so war es auch mir zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten serbischen Gedichte in englischer Sprache wieder las. Sie schienen ein neues Verdienst erworben zu haben; es waren dieselbigen Gestalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns schon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer russischen Anthologie beschenkt, wodurch wir mit jenen entfernten östlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache scheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, sondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns schon längst durch Lieb' und Freundschaft verwandt war, Herrn Schukowsky, näher kennen und ihn, der uns

bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung seines poetischen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen denen welche nun auch ostwärts ihre Blicke wenden, und den Eigenthümlichkeiten der slavischen Dichtkunst ihre Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir diese beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Böhmische Poesie.

Da wir hoffen daß wahre Freunde der allgemeineren Literatur oben belobte Recension der serbischen Gedichte nachsehen und sich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer slavischen Sprachen unserer Aufmerksamkeit gleichfalls höchst würdig sind: so dürfen wir die ernste Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen hiedurch wohl dringend ersuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatschrift, wovon zwey Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmischer Gedichte, und zwar der uralten sowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neusten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichst fortzusetzen. Es wird dieß das sicherste Mittel seyn sich mit dem größern deutschen Publicum zu verbinden, indem, was das übrige betrifft, man zunächst für das Vaterland zu arbeiten bemüht ist.

Die Entdeckung der Königingrätzer Handschrift, die uns ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit bekannt machte, gibt Hoffnung daß dergleichen sich mehr auffinden werden, um deren Mittheilung wir um so dringender

bitten, als sich in dem Volksgesang von solchen vorchristlichen und erstchristlichen Aeußerungen einer halb rohen und doch schon den zartesten Gefühlen offenen Nation nichts erhalten haben möchte. Indessen danken wir für die Bruchstücke aus dem epischen Gedichte Wlasta von Carl Egon Ebert, nicht weniger für Horimir und sein Roß Semik von Professor Anton Müller.

Einigen der in deutscher Uebersetzung schon so wohlklingenden Sonette von Kollar wünschten wir auch wohl einmal das böhmische Original zur Seite beigefügt zu sehen. Dieß würde jenen Wunsch, die slavische Sprachkunde auch in die deutsche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

Amazonen in Böhmen.

Die über kriegerische Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umständlicher zu erforschen und den Gedichts- und Geschichtsfreunden näher zu bringen, habe ich mir folgendes vergegenwärtigt: Libussa mit ihren zwey Schwestern, sie, die jüngste als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, scheinen den Grund zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurtheils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beschwichtigen wußten.

Dieses Uebergewicht war zu groß, so daß rohere, derbere Männer, zuletzt ungeduldig, die Königin sich zu verheirathen nöthigten, wodurch aber jene Gynäkokratie keineswegs aufgehoben ward, sondern sich vielmehr, zur Opposition genöthigt, befestigte.

Hier mögen nun die von Frauen besetzten festen Plätze den Nachbarn sehr unbequem gewesen seyn, und so

lange Krieg und Streit gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft sich wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Freilich gründen sich diese Gedanken nur auf eine Chronikenlegende, und wir wollen ihnen nicht mehr Werth geben, als insofern alles was sich auf Sagen gründet doch immer einige Achtung verdient.

Cours de Littérature grecque moderne

par J. Rizo-Neroulos.

Genève 1827.

Wer diese wichtige Schrift in die Hand nimmt und sich daraus gründlich und schnell zu belehren wünscht, der fange sogleich unten auf S. 67 zu lesen an und fahre fort bis zum Abschnitt auf der 87sten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfasser auf diesen wenigen Blättern vortrug; hat er geahnet und durch eignen Geist vervollständigt, was nicht gesagt, aber deutlich genug angedeutet ist; so wird er den Schlüssel zu dem übrigen Werke und zu allem, was sonst über neugriechische Literatur zu sagen ist, sich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unsrer Weise davon versuchen, mit Ernst und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantinischen Kaiserthums zurück, so erstaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Constantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron sehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenstab über dem Scepter; wir sehen Glauben und Lehre, Meinung

und Rede überall, über alles herrschen. Denn nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze christliche Welt hatte von den letzten heidnischen Sophisten Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu gebaren, und statt umgekehrt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redensweise zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des östlichen Reiches daher entsprungen, welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzudeutlich; wir aber sprechen dieses nur mit wenigen Worten aus, um schnell zum Anschauen zu bringen: wie die priesterliche Gewalt sich durchaus den Majestätsrechten gleichzustellen gewußt. Als nun in späterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden, aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fesseln?

Da fand man denn gerathen, die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge desto gewisser zu seyn. Ließ man aber dem geistlichen Oberhaupt auch nur einen Theil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwengliche Vortheile,

gränzenlose Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine bestehende Synode wurden Patriarchen und Erzbischöfe gewählt, die letzteren auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Pascha durfte sich in geistliche Händel mischen, noch sie vor seine Gerichtsstelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was sonst noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt sterbenden Geistlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abscheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählich auch die Geister wehrlos zu machen. Die einzeln stehenden Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, alle Schulen geschlossen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöster hatte man bestehen lassen, da denn die Mönche, nach ächt orientaler Weise, sich ihrer Kirchen und Capellen bedienten, um Kinder zu versammeln, sie bei gottesdienstlichen Ceremonien mit assistiren zu lassen, ihnen bei dieser Gelegenheit durch Katechisation das Nöthige beizubringen und dadurch Religion und Cultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß schon in der alten byzantinischen Verfassung der Patriarch nicht allein von religiosen Männern, von Priestern und Mönchen umgeben gewesen, sondern daß er auch einen Kreis, einen Hofstaat von Weltgeist-

lichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien — denn verheirathet war ja der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen Zeiten her, einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würde-Stellen einnahmen, deren griechischer Weise zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Kaste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber, so wie über deren Haushalt, war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenen Besitz bei dem Untergange des griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angebornen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald an's Ende der Stadt, in eine geringe unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich

eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahe gelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfangs, gegen ihre früheren Zustände, gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwey Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gnadenblick einer dem tyrannischen Ueberwinder abgenöthigten Gunst alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenstuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Abkömmlinge

der letzten Literatoren und Sophisten des Heidenthums, alle Ursache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden; so werden diese Laien gewiß nicht zurückgeblieben seyn, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das was von Unterricht irgend noch möglich war, mitzuwirken gesucht, und sich selbst, um einer solchen Oberaufsicht werth zu seyn, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der altgriechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester als sie ihre Würde gegen die betriebsame Menge verwahren mußte, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venetianern und Genuesen, sich den stammelnden Kinderdialekt der abendländischen Sprachen, und statt herrlicher, geistreicher Formung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichsam stotternd hatte gefallen lassen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsal entstellte Sprache wieder herzustellen bemüht ist, so streng und zudringlich verfahren, wie sollten diejenigen, welche ein reines Alt-Herkömmliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt seyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von

Gütern beschäftigten Weltgeistlichen waren dagegen genöthigt sich mit dem Volke abzugeben; sie mußten seine Sprache sprechen, wenn sie bessern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verschmähen, wodurch ein solcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach sich verbreitenden Schulunterrichts, den sie von dem Hauptsitze aus zu beleben hatten, eine Wirksamkeit die über den Archipel bis zum Berg Athos, nach Larissa und Thessalien hinreichte: so wird man folgern, daß sie überall mit allen Nationen zusammentreffend in fremden Sprachen sich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Interesse Theil zu nehmen hatten.

Der Geschichtskundige wird diesem stillen, gewissermaßen geheimen Gang durch zwey Jahrhunderte zu folgen wissen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieses niedergebeugte Geschlecht, diese von einem abgelegenen Quartier benamseten Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünstigt, an den ersten Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Wallachey hervortreten.

Hier nun glauben wir unserer Einleitung, nach oben ausgesprochener Absicht, genug gethan zu haben und dürfen wohl dem Leser auf Seite 23 deuten, wo er die drey Epochen der neugriechischen Literatur angezeigt und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700

bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freieren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbesserte das Geschick der Nation in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studiren.

Die zweyte Periode von 1750—1800 zeichnet sich besonders aus durch Einführung europäischer wissenschaftlicher Kenntnisse. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der Philoscphie angehörig; die Schulen vervielfältigten sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtnng, besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korai's vorzüglich,

und alles war bemüht die Nation eines Platzes unter den civilisirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannichfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor auch die unsrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edeln Gouverneur versammeln, daß die Unterrichteten, Weisen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit rein-menschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit sich erweisen und betragen mögen.

Eben als wir in Begriff sind, Vorstehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir, durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Christian Müller zu Genf, die Uebersetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie sich's von einem so vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich so viel Antheil an dem Original genommen, so war nichts natürlicher als daß ich mich sogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorstehendem Aufsatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfasser sonst günstig gesinnte Uebersetzer Seite 72 und 77 in beigefügten Noten, auf einmal als dessen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren

Herkommen und Wirkung wir historisch zu entwickeln getrachtet, feindselig behandelt.

Widerspruch gegen meine Ueberzeugung ist mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne besondere Bemühung erfahre wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweise im mindesten abzuweichen genöthigt werde.

Und so gestehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jacovaky Rizo-Neroulos, der sich noch jetzt ehemaligen Premier-Minister der griechischen Hospodare in der Moldau und Wallachey nennt und unterschreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zustande sah, wie er als Vortragender, Vorlesender, Belehrender genöthigt ist, seine Darstellung unmethodisch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verständniß beruht, als Parenthese zu geben; wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet vor Zuhörern, die sich Freunde nennen, seinem Adel zu entsagen, seine fürstlichen Vorfahren zu verläugnen, die langjährigen edeln, stillen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihr Märtyrerthum als eines gleichgültigen Geschicks zu gedenken, und die stillen Thränen die er ihrem Grabe zollt vor seinen Zuhörern beschämt zu verbergen. Diese jammervollen Zustände, die wir aus dem Original schon herausahneten, werden durch die Noten des werthen Uebersetzers ganz offenbar. Denn der wackere Neroulos mußte ange-

sichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten; daß man an ihm den Geruch einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand; ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edlen Mann nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne" durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domcapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmekiden, die Fanarioten

von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich nothwendig bilden muß.

Erinnert man sich der, bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannichfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen, so wird man denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz, Recht und Einfluß ihrer Kaste, unter einem despotischen Oberhaupte, zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen, sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswerth zu seyn, jederzeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Aeußerungen eines reisenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Explosion, jene um den Patriarchen von Constantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie auf der Insel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, besuchte, wo auch unser Rizo noch, den Be-

ginn der großen Epoche erwartend und voraussehend, scheinbar mit Alterthümern sich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, scharfem Blick jene Zustände durchschaute. Wir setzen die hierher sich beziehende Stelle, deren Laconismus kaum zu verstehen, unmöglich aber zu übersetzen wäre, im Original hier bei und lassen eine Paraphrase derselben als Entwickelung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-tems signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres byzantins: cette accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le tems et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man schon längst als Erben aller Laster ihrer byzantinischen Vorfahren angeklagt, auch diese Beschuldigung zuversichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie sollten aber auch die Griechen überhaupt jene schönen edlen Eigenschaften, weßhalb ihre freien Urväter so hoch geschätzt sind, durch eine Reihe höchst bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, beim Verfall des morgenländischen Kaiserthums den Einflüssen eines verdorbenen Hofes, theologisch verworrener Parteyungen, einer eigensinnig willkürlichen Gesetzgebung widerstehen? mußten sie nicht, in diese Verworrenheiten verschlungen, alle Freiheit des Geistes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

„Unter einem solchen, durch türkische Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete sich in dem griechischen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in sittlichen Dingen, woraus sich dem bei fortdauernder Sklaverey eine gewohnt-hinterlistige Zweydeutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim ersten Antritt auffällt.

„Diese Laster und Mängel können nicht augenblicklich verschwinden und nur das edelste Beginnen, die gewaltsamsten Zuckungen konnten so alt herkömmliche Verwöhnungen besiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufschwung nach dem Bessern hin verleihen."

Leukothea,
von Dr. Carl Iken.
Leipzig 1827. 2 Bände.

Dieses Werk wird einem Jeden der sich mit den hellenischen Angelegenheiten näher beschäftigt willkommen und brauchbar seyn. Aus dem Neugriechischen übersetzte Briefe über die Zeitereignisse bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umständlich ausgelegt wird. Man kann daher dieses Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woran man sich vielseitig unterrichten wird.

Der meiste Stoff ist aus französischen und englischen Werken zusammengetragen: ein Verzeichniß neugriechischer Schriftsteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Versuch eines Personen-, Sachen- und Wörter-Verzeichnisses zugänglicher gemacht.

Aus dem Gesagten erhellt nun schon, daß man diese sämmtlichen Materialien mit Vorsicht und Kritik zu brauchen habe, indem sie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten sind, dem man nicht zumuthen kann, seinen Leiblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechische Volkslieder,

herausgegeben von Kind.

Grimma 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Prosodie des Neugriechischen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen sodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphaberischer Ordnung folgen.

Ein sehr willkommenes brauchbares Büchlein, wo-durch wir abermals einen Vorschritt in den Kenntnissen der Verdienste neugriechischer Nationalpoesie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu sich-ten haben, was denn eigentlich an diesen Gedichten das Schätzenswerthe sey? Keine Nation hat noch zu kei-ner Zeit das Vorrecht erhalten nur gute und grundwür-dige Poesien hervorzubringen. Und so möchte denn auch mancher dieser Gesänge einen patriotisch-historischen Werth haben, ohne wegen des poetischen hervorgezogen zu werden.

Ich versuche nun ob mir gelingen möchte zu den von mir übersetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt schon aussprechen: daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das sich an dichterischem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt sich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders ist es mit jenem Falle beschaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephten davongetragen hat, und mit demselben eh' er es aufspeis't eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterscheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Gestalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos,

von Rhesa.

1825.

Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt. Schon Herder liebte die Lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama: Die Fischerin, sind einige von seinen Uebersetzungen geflossen. Außerdem liegt bereits seit mehreren Jahren eine starke Sammlung solcher wohlverdeutschten Gedichte bei mir, die ich, wie so manches andere in Hoffnung dessen was gegenwärtig geschieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von litthauischen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung gibt der Sammler wünschenswerthe Aufschlüsse über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Literatur mit, und drückt sich im allgemeinen über diese Dichtart folgendermaßen aus: „Die litthauischen Volkslieder Dainos sind größ-

tentheils erotischer Gattung; sie besingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, schildern das Glück des häuslichen Lebens und stellen die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchst einfache Weise vor Augen. In dieser Hinsicht bildet die ganze Sammlung gleichsam einen Cyclus der Liebe von ihrer ersten Veranlassung, durch die verschiedensten Abstufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben.

„Eine ernste Wehmuth, eine sanfte Melancholie verbreitet über diese Lieder einen sehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe ist hier nicht eine ausschweifende Leidenschaft, sondern jene ernste, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menschen anläßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieser wundervollen Seelenneigung liegt."

Die Uebersetzung so wie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen sind schätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtschaft wären aufgestellt worden: vom Spinnermädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantastisches, bis zu Krieg und Kriegsgeschrei. Wie sie jetzt unter einander stehen, zerstreuen sie Gefühl und Einbildungskraft und zerstören zuletzt beide, weil Sensation aller Art sich doch am Ende nach einer gewissen Einheit zurücksehnen.

Als merkwürdig würde man sodann gefunden haben,

daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken sey, daß man jemals darauf sittlich und dichterisch aufgemerkt. Die Mädchen, sogleich wie sie erscheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde steigen.

Da es so viele Rubriken gibt, unter welche man die Gedichte vertheilt, so möcht' ich diese mit dem Namen Zustandsgedichte bezeichnen; denn sie drücken die Gefühle in einem gewissen entschiedenen Zustande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denselben; das Gemüth schwebt elegisch über dem beschränktesten Raum.

Und so sind denn diese Lieder anzusehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und also der Poesie, viel näher ist als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe ist viel häufiger als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter sey, sieht man am sichersten bei Gelegenheits- und solchen Zustands-Gedichten: das erste faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beschränkt sich mit zarter Neigung in einen engen Raum und spielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man sich unauflöslich beschränkt sieht.

Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den sie ergreifen, dem sie sich widmen und ver-

langen von ihren Fähigkeiten nicht mehr als sie leisten können.

Daß der Herausgeber sich mit einsichtiger Wahl auf die Hälfte der in seinem Besitz befindlichen Lieder beschränkt hat, ist sehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Literatur machen, so müssen sie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. Ist die Gelegenheit, ist der Zustand erschöpft, so begnüge man sich in diesem Kreise, wie der Sammler hier sehr löblich gethan hat.

Es kommt mir, bei stiller Betrachtung, sehr oft wundersam vor, daß man die Volkslieder so sehr anstaunt und sie so hoch erhebt. Es gibt nur eine Poesie, die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vortheile; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Pandin.

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters November-Heft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sämmtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sey ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig seyn dürfte.

Nun

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sey dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und wo nicht den ganzen Charakter doch gewisse Haupt- und Grund-Züge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sey es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sey auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigter wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee wie sie unmittelbar in die Erscheinung, in's Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterey gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir

hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre, das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quixote von Cervantes. Das was im höheren Sinne daran zu mißbilligen seyn möchte, verantworte der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwey Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß derjenige, der auch darin wes't und wirkt, sich immer gequetscht findet; die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödtlich, sondern man muß am Ende lächeln und man wünschte sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen,

wie ich sie nennen will eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf: beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen gränzen durchaus an's Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis in's Absurde, ohne deßhalb den erhabenen Ursprung zu verläugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie, sie hat sogleich etwas Schelmisches neben dem Großen und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber, entweder durch irgend eine Vermittlung, und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab, werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Chinesisches.

Nachstehende, aus einem chrestomathisch-biographischen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert schöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es sich trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Fräulein See-Yaou-Hing.

Sie war schön, besaß poetisches Talent, man bewunderte sie als die leichteste Tänzerin. Ein Verehrer drückte sich hierüber poetisch folgendermaßen aus:

Du tanzest leicht bei Pfirsich - Flor
Am luftigen Frühlings - Ort:
Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläs't euch zusammen fort.

Auf Wasserlilien hüpftest du
Wohl hin den bunten Teich,
Dein winziger Fuſs, dein zarter Schuh
Sind selbst der Lilie gleich.

Die andern binden Fuſs für Fuſs,
Und wenn sie ruhig stehn
Gelingt wohl noch ein holder Gruſs,
Doch können sie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeschuhten Füßchen schreibt sich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch soll dieser ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuschließen, um ihr ähnlich wo nicht gleich zu werden. Dieser Gebrauch, sagen sie, sey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaisers Min, reich an Schönheit und geistigen Verdiensten und deßhalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin sie verdrängt hatte, war ihr ein besonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürsten dem Kaiser große Geschenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und schickte ihr alles zu. Sie sendete dem Kaiser die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiſs ich nicht mehr was ziert und schmückt.

Fräulein Fung-Sean-Ling.

Den Kaiser auf einen Kriegszug begleitend, ward sie nach dessen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrschers gesellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geselligem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als sie, sich begleitend, sang,
Und ihr eine Saite sprang,
Fuhr sie fort mit edler Miene!
Haltet mich nicht froh und frei;
Ob mein Herz gesprungen sey —
Schaut nur auf die Mandoline.

Kae-Yven.

Eine Dienerin im Palaste. Als die kaiserlichen Truppen im strengen Winter an der Gränze standen um die Rebellen zu bekriegen, sandte der Kaiser einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem selbst gemacht war. Ein Soldat fand in seiner Rocktasche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu bestrafen
Fechtest wacker, aber Nachts zu schlafen
Hindert dich die strenge Kälte beifsig.
Dieses Kriegerkleid ich näht' es fleifsig

Wenn ich schon nicht weiſs wer's tragen sollte;
Doppelt hab' ich es wattirt und sorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammen finden,
Mög' ein Zustand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit das Blatt seinem Officier vorzuzeigen, es machte großes Aufsehen und gelangte vor den Kaiser. Dieser verfügte sogleich eine strenge Untersuchung in dem Harem: wer es auch geschrieben habe, solle es nicht verläugnen. Da trat denn Eine hervor und sagte: ich bin's, und habe zehntausend Tode verdient. Der Kaiser Yuen-tsung erbarmte sich ihrer und verheirathete sie mit dem Soldaten der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majestät humoristisch bemerkte: „haben uns denn doch hier zusammen gefunden!" Worauf sie versetzte:

Der Kaiser schafft, bei ihm ist alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun ist der Name Kae-Yven unter den chinesischen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Individual-Poesie.

Ganz nahe an das was wir Volkspoesie nennen schließt sich die Individual-Poesie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Personen, denen eine solche Gabe verliehen ist, sich selbst und ihre Stellung recht kennen lernen, so werden sie sich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunst erfreuen; anstatt daß sie jetzt meist nicht wissen woran sie sind, indem sie sich in der Masse der vielen Dichter verlieren und, indem sie Anspruch machen, Poeten zu seyn, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie sie solche wünschen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beispiele halten.

Ein Geistlicher auf einer nördlichen Landzunge der Insel Usedom, auf einer Düne geboren, diese Düne mit ihrem geringen vegetabilischen Behagen und sonstigen Zuständen liebend, sein geistliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine gar liebenswürdige Art, seine Zustände poetisch darzustellen.

Voß hat in seiner Luise diesen häuslichen Ton angegeben, in Hermann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen und er hat sich in Deutschland weit verbreitet.

Und

Und es ist wohl keine Frage, daß diese dem Sinne des Volks sich nähernde Dichtart den individuellen Zuständen am besten zusagt.

Ein solcher Mann muß sich ansehen wie ein Musikfreund, der bei angebornen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet, Capellmeister zu werden, aber für sich und seine Hauscapelle genugsames Geschick hat, um eine solche wünschenswerthe Cultur in seinem Kreise zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann Chrestomathien drucken zu lassen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu sagen ist, weil man das Bekannte weiter bekannt macht, oder in der Erinnerung der Menschen auffrischt: so wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geschmack, eine schöne Aufgabe, wenn er gerade von solchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publicums gelangen oder vom Tage verschlungen werden, eine Sammlung veranstaltete und so das Beste, was aus dem individuellen Zustande, aus einem eigens bestimmten und gestimmten Geiste hervorgegangen, billigerweise aufbewahrte; wobei denn zum Beispiel eben dieser Geistliche, so wie mancher andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß solche Individualitäten, denen man ein dichterisches Talent nicht

absprechen kann, sich gewöhnlich in's Weitläuftige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das sich nicht durch entwickelten Geschmack, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung, nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem ästhetischen Laconismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigste, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein Jeder kann aus seiner Jugend dergleichen Beispiele vorführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutsche Nation hat schöne Talente aufzuweisen, welche selbst ausgebildet, diesen Vorwurf nicht ablehnen können.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

May25

3 2044 008 928 947

Digitized by Google